



Alterscoolness 70+

Zwanzig Berliner Ehrenamtliche im Porträt

Besuchsdienst für Menschen mit Demenz ◦ Besuchsdienst für Senioren ◦ Flüchtlingshelfer ◦ Geriatrich-Gerontopsychiatrischer Verbund ◦ Gratulationsbeauftragter ◦ Hospizhelferin ◦ Katholischer Gottesdienstbeauftragter ◦ Kuratorin ◦ Lernpatin für Kinder ◦ Mitglied im Quartiersbeirat ◦ Netzwerkerin ◦ Online-Redakteurin ◦ Patientenfürsprecherin ◦ Patin für Babys ◦ PC-Fachmann im Nachbarschaftshaus ◦ Seniorenarbeit ◦ Seniorenvertreterin ◦ Singpate ◦ Sozialberaterin ◦ Sozialberatung für Menschen aus arabischen Ländern ◦ Theater der Erfahrungen

Inhalt

Vorwort: Gerd Schmitt, Geschäftsführer der Kiezoase e.V.	2	Doris G., Seniorenarbeit in Tempelhof	35
Vorwort: Dr. Gabriele Schlimper, Geschäftsführerin des Paritätischen Wohlfahrtsverbands Berlin	4	Bernhard M., Theater der Erfahrungen	38
Vorwort: Ausstellungsteam	6	Christa K., Netzwerkerin im Geriatriisch-Gerontopsychiatrischen Verbund	41
Erika S., Besuchsdienst bei Menschen mit Demenz im Nachbarschaftsheim	8	Heinz J. W., Singpate in einer Kita	44
Gudrun R., Sozialberatung im Nachbarschaftszentrum	11	Heidi F., Theater der Erfahrungen	47
Margrit K., Lernpatin im Nachbarschafts- und Familienzentrum	14	Gunter B., Gratulationsbeauftragter	50
Dorothee R., Online-Redakteurin des Blogs „Passagen“	17	Horst G., PC-Fachmann im Nachbarschaftszentrum	53
Barbara I., Hospizhelferin	20	Viola S., Kuratorin im Nachbarschaftshaus	56
Ingrid L., Patientenfürsprecherin	23	Sabine S., Unterstützung für Familien mit Babys	59
Karl-Heinz K., Katholischer Gottesdienstbeauftragter	26	Gerhard B., Flüchtlingshelfer	62
Karoline D., Seniorenvertreterin Tempelhof-Schöneberg	29	Helge L., Mitglied im Quartiersrat	65
Abdullah R., Sozialberatung für Menschen aus arabischen Ländern	32	Danksagungen, Stationen der Ausstellung	68

Alterscoolness 70+

Zwanzig Berliner Ehrenamtliche im Porträt

Alterscoolness 70+

Zwanzig Berliner Ehrenamtliche im Porträt

Gerd Schmitt, Kiezoase Schöneberg e. V.

„Alterscoolness gehört zu denjenigen Lebenskünsten, mit denen Individuen versuchen, eine Kultur guten Lebens im Alter zu gestalten.“ Wie passt diese Definition des Altersforschers Harm-Peer Zimmermann mit dem Engagement der hier porträtierten 20 ehrenamtlichen Frauen und Männern zwischen 70 und 89 Jahren zusammen, deren „Nahaufnahmen“ neue Einsichten zum lebensgeschichtlichen Zugang und der Einbettung ehrenamtlicher Arbeit in einen selbstbestimmten Alltag erlauben?

Der erfreuliche Anstieg des ehrenamtlichen Engagements der letzten Jahrzehnte in Deutschland wird entgegen dem Trend zur Entsolidarisierung der Gesellschaft als ein Wiedererstarken einer Kultur des Helfens beschrieben. Aber greift diese Beschreibung gerade des Engagements älterer Menschen nicht zu kurz? Geht es ihnen nicht auch um Einbindung und die aktive Teilhabe an den Gemeinschaften vor Ort, nachdem die jahrzehntelange Zugehörigkeit zur Berufswelt beendet ist? Die Lernpatin mit Grundschulkindern aus verschiedenen Kulturen, die Begleiterin demenzkranker WG-Bewohner, der Berater geflüchteter und desorientierter Frauen und Männer, der PC-Fachmann im Nachbarschaftszentrum, die Patin für Babys – sie und die anderen Porträtierten sind eigenverantwortlich, kompetent und selbstbestimmt in ihrem konkreten Engagementfeld, aber gleichzeitig auch eingebunden in ihre Arbeitskreise, Nachbarschaftszentren, Kulturprojekte und sozialen Organisationen.

So verschieden die einzelnen Tätigkeitsfelder im Ehrenamt sind, so unterschiedlich ist auch der Grad der Einbindung in die Einrichtung oder Organisation: So suchen die einen mit einer eigenen Projektidee Mitstreiterinnen und Mitstreiter, gestalten ihr Vorhaben vollkommen autonom und kooperieren mit einer Stadtteileinrichtung. Andere suchen sich das zu ihnen passende Engagement in den Strukturen des Nachbarschaftsheim, des Bezirksamtes oder der Kirche und nehmen die Möglichkeiten des Austausches, der fachlichen Unterstützung oder der Teilnahme an Festen und Foren wahr. Für eine weitere Gruppe Engagierter ist das Ehrenamt fester Bestandteil ihrer Gemeinschaft, der sie sich fest verbunden fühlen (z. B. die jüdische Chessed-Gruppe), ein nicht wegzudenkender Teil ihres Lebens.

Die selbstgewählte Zugehörigkeit zu einer auf Solidarität und Respekt basierten Gemeinschaft, die dem Einzelnen ausreichenden Raum gibt für sein individuell gestaltetes Engagement, kann gerade auch für ältere Menschen einen wertvollen Baustein für ein gelingendes Alltagsleben darstellen.

Deutlich wird in den Porträts dieser Ausstellung: Ehrenamtliche sind keine weisungsgebundenen Arbeitnehmer mit kleinem Stundenumfang ohne Bezahlung, sondern agieren souverän und nutzen ihre Wahlfreiheit: Welches Engagement passt zu mir? Was traue ich mir zu? Mit welchen Aufgaben und mit welchem Umfeld kann ich mich identifizieren?

Das Ehrenamt im Alter kennt nur Gewinner – auf beiden Seiten. Der Mehrwert für die Gesellschaft ist hinlänglich bekannt und in Studien beschrieben: „Unbezahlbare“ Leistungen in weiten Bereichen der Daseinsfürsorge und des öffentlichen Lebens sowohl in Umfang wie in Qualität. Aber auch die Ehrenamtlichen gehen bei ihrem Engagement nicht leer aus, wie ein Blick in die vorliegenden Porträts eindrucksvoll bestätigt:

Es erschließen sich ihnen neue Gemeinschaften, sie lernen neue Menschen aus sehr unterschiedlichen Lebenslagen und Kulturen kennen. Die Auseinandersetzung mit geistigen Themen hält sie nicht nur fit, sondern regt auch zum vertieften Nachdenken an mit größeren Zeitressourcen, als es vorher im oft stressigen Alltag zwischen Beruf und Familie möglich war. Für viele entspringt das selbstge-

wählte Engagement auch dem Bedürfnis nach einer sinnerfüllten Tätigkeit, die benachteiligten Menschen zugutekommt und zugleich als Engagement für die Gesellschaft gesehen wird. Die Beteiligung und Mitgestaltung im jeweiligen Tätigkeitsfeld jenseits von Altentag und Seniorentreff wird auch als Beitrag zu einer demokratischen Kultur gesehen, denn „Demokratie kommt nicht aus der Steckdose“ wie es der älteste der hier porträtierten Ehrenamtler plastisch beschreibt.

Wenn auch die Wege und Voraussetzungen zum ehrenamtlichen Engagement bei den hier Porträtierten sich in ihrer Einzigartigkeit unterscheiden, werden dennoch einige Gelingensbedingungen mehrfach erwähnt:

Obenan steht die Neugier, weiter an den Veränderungen des Lebens teilzunehmen, sich nicht, solange es die Mobilität erlaubt, in das „Private“ zurückzuziehen, Freude am Helfen zu empfinden, mit Empathie ausgestattet zu sein, und dass gesellschaftliches Interesse schon immer einen hohen Stellenwert im Leben hatte.

Mit der Ausstellung ist es dem Team von Marion Schütt, Rita Preuß und Joanna Kalkowski gelungen, „das vielfältige Spektrum des Ehrenamtes im Bereich der sozialkulturellen Arbeit vorzustellen. In der Ausstellung kommen Ehrenamtliche mit und ohne Migrationshintergrund sowie Menschen mit Behinderungen zu Wort. Wir erfahren etwas über ihre Biographie und ihre Motive, sich ehrenamtlich in der Gesellschaft zu engagieren. 20 aktive Seniorinnen und Senioren lassen uns daran teilnehmen, wie sie sich mit Spaß, viel Kraft und Hingabe für andere einsetzen. Die Ausstellung präsentiert Porträtfotos, Interviews und Hörstationen“.

Die Offenheit, mit der die Porträtierten Einblicke in ihre Motivation und ihren biographisch beeinflussten Weg zum Ehrenamt gewähren, und ihre persönliche Erfahrung, welche Chancen die ehrenamtliche Arbeit im Alter für ein gelingendes Leben bieten, können anderen Mut machen, auch diesen Schritt zu wagen.

Dank an die Porträtierten und das Produktionsteam, deren vertrauensvolle und sensible Zusammenarbeit diese Ausstellung kennzeichnet.

Unsere Einrichtungen der sozialkulturellen Arbeit wären ohne die vielen Stunden und die besondere Qualität ehrenamtlichen Engagements gerade auch älterer Menschen nicht mehr denkbar. Deshalb haben das Nachbarschaftsheim Schöneberg, das Pestalozzi-Fröbel-Haus, das Bezirksamt Tempelhof-Schöneberg und der Paritätische Wohlfahrtsverband die Projektidee von synopsisfilm gerne aufgegriffen und die Umsetzung der Ausstellung gefördert.

Nach dem Auftakt im Rathaus Schöneberg wird die Ausstellung bis 2018 auf Wanderung durch die Berliner Bezirke gehen und dazu beitragen, die Lust am Engagement im Alter zu wecken.

Fazit: Die älteren Ehrenamtlichen sind weder Kostgänger der Gesellschaft noch Helden des sozialen Berlins – keep cool –, sie haben für sich einen Weg gefunden, das Ehrenamt als einen wertvollen Teil in ihrem Alltag zu verankern und „außer dem üblichen Trott, was man so jeden Tag macht ... für irgendeine Sache zu brennen“.

Jeder Tag ist Ehrenamts-Tag: Engagement in Berlin sichtbar machen

Dr. Gabriele Schlimper, Geschäftsführerin des Paritätischen Wohlfahrtsverbands Berlin

Was wäre Berlin ohne ehrenamtliches Engagement? Da würde uns einiges fehlen, es wäre nicht das Berlin, wie wir es kennen und schätzen. Ein Blick auf die Menschen, die in der Ausstellung „Alterscoolness 70+“ porträtiert werden, gibt uns eine Idee davon. Denn sie zeigt uns, wie vielfältig Engagement ist und welche wichtigen Aufgaben durch Ehrenamtliche übernommen werden. Hospizhelferin, Sozialberater für geflüchtete Menschen, Blog-Redakteurin, Singpatin in einer Kita, Kuratorin in einer Galerie – all diese Tätigkeiten finden Sie in der Ausstellung wieder, und sie werden von ehrenamtlich engagierten Menschen geleistet. Alle sind über 69 Jahre alt, der Älteste ist sogar 89, und sie alle setzen sich für das Wohlergehen ihrer Mitmenschen ein.

„Alterscoolness 70+“ lautet der Titel der Ausstellung, und dieser Begriff steht in einem erfreulichen Kontrast zur Schwarzmalerei, die oft mit dem demographischen Wandel verbunden ist. Denn die hier porträtierten Menschen sorgen nicht nur für sich selbst, sie sind auch noch für andere da, und das kann man wirklich als cool bezeichnen!

Das Ehrenamt hat glücklicherweise in den letzten Jahren einen echten Aufwärtstrend erlebt. Nicht zuletzt die Zuwanderung der vielen Geflüchteten hat uns auf beeindruckende Weise gezeigt, was Ehrenamtliche alles schaffen können. Denn nur durch das schnelle Eingreifen Tausender Freiwilliger konnte eine humanitäre Katastrophe verhindert werden. Und nicht zuletzt weil die Rahmenbedingungen schon gegeben waren, konnten beispielsweise Stadtteilzentren schnell zu echten Willkommenszentren werden. Von der Erstversorgung über die Spendenannahme bis hin zur Öffnung von Stadtteilangeboten für Geflüchtete leisteten Ehrenamtliche dort Beeindruckendes.

Dass die Ausstellung „Alterscoolness 70+“ im Goldenen Saal des Rathauses Schöneberg eröffnet wird und danach durch verschiedene Stadtteilzentren in ganz Berlin wandert, ist ein schönes und wichtiges Zeichen. Die Stadtteilzentren sind nicht nur Orte gelebter Nachbarschaft, sondern fördern und koordinieren auch ehrenamtliches Engagement im Kiez.

Was man nicht deutlich genug sagen kann: Ohne Ehrenamt würde vieles in unserer Gesellschaft nicht funktionieren. Zahlreiche Angebote in der Pflege, der Jugendhilfe, der Nachbarschaftsarbeit und vieles mehr wären ohne den Einsatz Ehrenamtlicher so nicht denkbar. Allein bei unseren Mitgliedsorganisationen sind rund 30.000 Freiwillige aktiv! Deshalb fördert der Paritätische Wohlfahrtsverband Berlin Engagement auf vielfältige Weise. Mit Fahrscheinen für den öffentlichen Nahverkehr ermöglichen wir es auch Menschen mit wenig Geld, ehrenamtlich tätig zu sein. Mit einem Arbeitskreis Ehrenamtskoordination haben wir einen Ort geschaffen, über die sich unsere Mitglieder zum Thema Engagement austauschen können.

Denn gerade weil Ehrenamt jeden Tag, überall und oft unbemerkt stattfindet, ist es umso wichtiger, Engagement in der Öffentlichkeit sichtbar zu machen und zu würdigen. Und wie ginge das wohl besser, als Engagierte selbst erzählen zu lassen, was ihnen ihr Engagement bedeutet, wie sie dazu gekommen sind und warum sie es auch anderen empfehlen würden. Die Wege, die die Menschen zum Engagement führen, sind unterschiedlich. Die Gründe, warum Menschen über Jahre und Jahrzehnte engagiert bleiben, sind oft ähnlich: das bereichernde Gefühl, etwas Gutes zu tun. Die Freude daran, anderen zu helfen. Ein soziales Netzwerk und interessante Kontakte.

Das Ehrenamt braucht Nachwuchs, um zuverlässig bestehen zu bleiben. Was man dabei bedenken muss: Oft ist der Nachwuchs 65 Jahre jung! Denn viele Menschen, die während ihrer Berufstätigkeit keine Zeit hatten, sich zu engagieren, sind mit dem Renteneintritt auf der Suche nach einer sinnvollen Tätigkeit. Und angesichts der Altersstruktur in unserer Gesellschaft ist 65 das perfekte Alter. Viele Menschen, die mit der Rente ehrenamtlich aktiv werden, engagieren sich danach noch zehn, zwanzig Jahre – und mehr. Und so ist auch der Anstieg der Engagementzahlen bei der Altersgruppe der über 60-Jährigen ganz besonders hoch, wie man dem Engagementbericht des Bundesfamilienministeriums von 2016 entnehmen kann. Beeindruckend ist etwa die Zahl der 70- bis 74-Jährigen, von denen rund 27 Prozent ehrenamtlich aktiv sind – im Jahr 2000 waren es noch 16 Prozent!

Was also kann man tun, um Menschen zu aktivieren, wenn sie in den Ruhestand gehen? Wie kann man verhindern, dass das große Potenzial und die Qualifikation der Seniorinnen und Senioren verloren gehen? Da gibt es viele gute Beispiele. Ein Berliner Bezirk kontaktiert beispielsweise alle dort lebenden Menschen zu deren 63. Geburtstag und lädt sie ein, über die Rentenzeit und ein mögliches soziales Engagement nachzudenken. Vielerorts werden Seniorinnen und Senioren außerdem gezielt als Lernpaten oder Mentoren angefragt, so dass sie ihr Wissen weitergeben können – sei es in Kitas, Schulen oder Flüchtlingsunterkünften. Die meisten Älteren empfinden dies als sehr erfüllend, denn: Eine sinnvolle Aufgabe im Alter zu haben, das motiviert, gibt Kraft und hält jung. Die Erfahrung zeigt außerdem: Wer sich schon in jungen Jahren engagiert hat, bei dem ist auch die Chance höher, dass er oder sie sich auch im Alter wieder für soziale Zwecke einbringt.

Hier zeigt sich also eine ganz grundlegende Herausforderung für soziale Organisationen: Wie kann es gelingen, alle Menschen – jüngere wie ältere – noch gezielter anzusprechen? Wie gelingt es, Engagement gerade für diese Zielgruppe noch attraktiver zu machen? Klassische Annoncen und Aushänge sind ein Weg, aber sie reichen nicht aus. Auch die enge Zusammenarbeit von Freiwilligenagenturen mit Rathäusern und Bezirksämtern ist wichtig. Gemeinnützige Organisationen können es sich nicht mehr leisten, abzuwarten, dass die Ehrenamtlichen zu ihnen kommen. Nein, sie müssen proaktiv auf die Menschen zugehen und um sie werben, indem sie die Vorteile des Engagements aufzeigen.

Dass die Ausstellung Mitte September eröffnet wird, ist ein wichtiges Zeichen, denn der September ist Monat des Engagements. Die Woche des bürgerschaftlichen Engagements, der Aktionstag für ein schönes Berlin, der Berliner Freiwilligentag – mit geballter Energie machen all diese Veranstaltungen auf die Bedeutung von Ehrenamt aufmerksam. Engagierte mögen sich fragen: Warum brauche ich denn einen Tag oder eine Woche des Engagements, wenn ich doch das ganze Jahr über regelmäßig aktiv bin? Das stimmt! Aber wir finden, Engagement ist so wichtig, dass es noch mehr Aufmerksamkeit und Unterstützung braucht. Und dafür sind Aktionstage und -wochen mit der entsprechenden gesellschaftlichen und medialen Präsenz einfach am besten geeignet. Die Botschaft dabei muss sein: Jeder Tag ist ein Engagement-Tag!

Potenziale des Alters

Vorwort Ausstellungsteam

Marion Schütt (Historikerin und Fotografin), Rita Preuß (Journalistin), synopsisfilm, und Joanna Kalkowski, (Sozialpädagogin) Pestalozzi-Fröbel-Haus

Innovationsfreudigkeit, geistige und körperliche Beweglichkeit, Mut zum Risiko, das wird vor allem ausschließlich den jüngeren Generationen zugeschrieben.

Wenn dagegen vom Alter die Rede ist, fallen nicht nur in den Medien oft diskriminierende Begriffe wie „die alternde Gesellschaft“ oder „Überalterung“. Eine überalterte Gesellschaft sei von Erstarung, Sprödigkeit und mangelnder Flexibilität bedroht, die oft als Last für unsere Wirtschaft beschrieben wird.¹ In unserer Ausstellung zum Thema Ehrenamt beweisen wir genau das Gegenteil. Deutlich wird, wie Seniorinnen und Senioren bis ins hohe Alter aktiv und lernfähig sind. Mehr noch: Sie stellen ein unschätzbare Potenzial für unsere Gesellschaft dar.

Die Idee zu dem Ausstellungsprojekt: „Alterscoolness 70+ – Zwanzig Berliner Ehrenamtliche im Porträt“ entstand Anfang 2016 auf der Fachtagung „Neue Herausforderungen für die kommunale Engagement- und Seniorenpolitik“ in Treptow-Köpenick. Hier hielt Dr. Gabriele Schlimper, Geschäftsführerin des Paritätischen Wohlfahrtsverbands Berlin, einen Vortrag zum Thema Ehrenamt. Das schlug bei uns ein, seitdem lässt uns das Thema nicht mehr los. Kurz darauf konnten wir die Jury vom Kiezfond Schöneberg von dem Projekt „Alterscoolness – Renteneintritt bedeutet nicht unbedingt Ruhestand“, überzeugen. Sechs Schöneberger Ehrenamtliche im Alter von 70 bis über 80 erzählen sehr persönlich über die Potenziale des Alters. Die Ausstellung im Schöneberger Museum der Unerhörten Dinge legte den Grundstein für das vorliegende Ausstellungsprojekt.²

Nach dem Eintritt ins Rentenalter engagiert sich jeder Dritte in Deutschland ehrenamtlich, teilweise bis zu 15 Stunden in der Woche. Doch was heißt es eigentlich, ehrenamtlich zu arbeiten, was ist die Motivation und was sind die Erfahrungen, die die Einzelnen dabei machen? So höchst unterschiedlich die Motive sein mögen, so prägen sie doch das gesellschaftliche Klima, denn die Kultur des Helfens ist auch ein Gradmesser für den Zustand der Menschlichkeit in einem Land, konstatiert Tillmann Bendikowski in seinem Buch „Helfen. Warum wir für andere da sind“.³

Mit der aktuellen Ausstellung begeben wir uns auf Neuland. Bisher porträtierten wir im Auftrag der Stadträtin Sibyll Klotz hundertjährige Berlinerinnen und Berliner, die in unserer Gesellschaft kaum mehr sichtbar sind. Die zwanzig ehrenamtlichen Berlinerinnen und Berliner im Alter von 70 bis 89 Jahren, die wir in unserem neuen Projekt 2017 kennenlernen durften, engagieren sich vielfältig für unsere Gesellschaft. Erstaunlich ist das ungewöhnlich große Spektrum ihrer Ehrenämter. Was ist eine Patientenfürsprecherin, was sind die Aufgaben eines Gottesdienstbeauftragten und was sind die einer Gratulationsbeauftragten? Die von uns porträtierten Ehrenamtlichen wollen nicht Teil der Erlebnisgesellschaft sein, sondern selbst aktiv eingreifen. Sie sind selbstbewusst, kritisch, offen, nehmen kein Blatt vor den Mund, sind unbequem, tragen einen großen Schatz an Erfahrungen mit sich – kurz: Sie stehen mitten im Leben. So unterschiedlich ihre Biographien sind, in der Gegenwart verbindet alle das gesellschaftliche Engagement. Die Ausstellung versucht mit Interviews, Fotos und Hörstationen ihre Motivationen und Erfahrungen mit ihrem jeweiligen Ehrenamt zu dokumentieren.

Was die Interviewten nicht wollen, ist, ihre Rentenzeit mit dem Rollkoffer an den Laufbändern der Weltflughäfen zu verbringen. Der Singpate Heinz-Jürgen W. (75) ist der Ansicht: „Einfach nichts tun, das ist kein Leben mehr. Ich kann nur sagen, ich lebe jetzt die schönste Zeit meines Lebens, und das

erfüllt mich total. Das Singen mit Kindern: das ist genau das, was mir gefehlt hat.“ Ihr Engagement als Seniorenvertreterin in Tempelhof-Schöneberg fasst Karoline D. (75) so zusammen: „Das Ehrenamt kostet zwar viel Zeit, Engagement und Durchsetzungsvermögen, aber es ist keine Einbahnstraße, wo man einfach seine Zeit lässt.“ Karoline D.s Erfahrung ist, dass das, was man von den Leuten zurückbekommt, viel mehr ist als das, was man eingesetzt hat.

Das Helfen wird in unserer Gesellschaft oft als weibliche Tugend angesehen. In unserem Ausstellungsprojekt haben wir erfahren, dass sich die 6 männlichen Ehrenamtlichen ebenso wie die 14 Frauen mit großer Empathie engagieren. Unter ihnen sind ein Elektrotechniker, ein Elektriker, zwei Polizisten, ein Universitätsprofessor und ein Pädagoge, die sich trotz ihrer sehr unterschiedlichen beruflichen Karrieren alle im sozialen Bereich engagieren. Alle Befragten gewährten uns sehr persönliche Einblicke in ihr Leben. Zum großen Teil erlebten sie noch das Ende des Zweiten Weltkrieges. Flucht, Hunger und der Bombenkrieg bestimmten ihre Kindheit. Einige verloren den Vater, oder er kam vom Krieg gezeichnet nach Hause zurück. Nach 1945 besuchten sie die Schule, erlernten einen Beruf und gründeten eigene Familien. Wir haben sie rund 70 Jahre später im Rentenalter kennengelernt. Oftmals findet sich schon in den Biographien der Interviewten die Motivation für das selbstgewählte ehrenamtliche Engagement. Nicht selten wird im Rentenalter auch die Möglichkeit genutzt, endlich den Wunschberuf zu verwirklichen oder eine lang gehegte Leidenschaft wie das Theaterspielen in die Tat umzusetzen. Der Gottesdienstbeauftragte, der seine Erfüllung in der Laienpredigt sieht, oder die Unterstützerin für Familien mit Zwillingen, die sich als Mutter von drei Kindern selbst eine Oma gewünscht hätte.

Mit der Ausstellung „Alterscoolness 70+ – Zwanzig Berliner Ehrenamtliche im Porträt“ möchten wir dazu beitragen, neue Perspektiven auf das Thema Ehrenamt zu eröffnen, indem wir ehrenamtlich-aktive Seniorinnen und Senioren persönlich zu Wort kommen lassen. Wir wollen deutlich machen, welche Potenziale das Ehrenamt für unsere Gesellschaft darstellt und warum das Ehrenamt für beide Seiten wichtig ist: für denjenigen, der hilft und für den, der Hilfe erhält. Nicht zuletzt wollen wir dazu anregen, sich in Zukunft selbst ehrenamtlich zu engagieren. Wir müssen nicht bis zur Rente warten, um aktiv zu werden. Viola S., Kuratorin im Nachbarschaftshaus Pfefferwerk, beschreibt, wie viele unterschiedliche, auch jüngere Menschen, sie in der Galerie unterstützen, „Auch das ist Ehrenamt“, sagt sie.

Unser Dank gilt den 20 Interviewten für ihre Offenheit, Geduld und konstruktive Kritik. Dank auch an Werner Freese (Bezirksamt Tempelhof-Schöneberg), Monika Fröhlich (Pestalozzi-Fröbel-Haus), Martin Hoyer (Paritätischer Wohlfahrtsverband Berlin), Andrea Schibath (Nachbarschaftsheim Schöneberg) und besonders Gerd Schmitt (Kiezoase), ohne die diese Ausstellung nicht hätte realisiert werden können.

¹ Vgl.: Harm-Peer Zimmermann: Alters-Coolness – Gefasstheit und Fähigkeit zur Distanzierung, in: Thomas Rentsch, Harm-Peer Zimmermann, Andreas Kruse (Hg.), Altern in unserer Zeit, Frankfurt/M. 2013, S.101-124.

² Die Ausstellung: „Alterscoolness – Renteneintritt bedeutet nicht Ruhestand“ wird ab April 2018 im Nachbarschafts- und Familienzentrums Kurmark erneut zu sehen sein.

³ Tillmann Bendikowski: Helfen. Warum wir für andere da sind, München 2016



Ich bin kein Typ, der vor Schwierigkeiten kneift

Erika S., geboren 1937 in Danzig, lebt seit
1979 in Berlin
Besuchsdienst bei Menschen mit Demenz
im Nachbarschaftsheim

Geprägt hat **Erika S.** ihre frühe Kindheit. Sie ist 1937 in Danzig geboren und damit die Dritttälteste unserer Interviewpartner/innen. Schon ihre Mutter Elfriede S. kam aus Danzig und arbeitete bis zu ihrer Heirat als Sekretärin bei einer Schiffahrtsgesellschaft. Sie war stramme SPDlerin, gab zu Hause den Ton an und warnte: „Hoffentlich gewinnen wir nicht den Krieg, sonst wird’s furchtbar in Deutschland.“ Ihr Mann Otto Schuster war gelernter Feinmechaniker und Optiker und kam aus Eisleben. Er glaubte bis zuletzt an Adolf Hitler. Nach dem gescheiterten Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 brach er sogar vor Rührung in Tränen aus. Ihre Mutter sagte dagegen: „Hätte das bloß geklappt.“ Trotz der gegensätzlichen politischen Überzeugung hielten ihre Eltern zusammen. Nach den Bombardierungen 1945 floh die Familie am 12. April aus dem brennenden Danzig. In letzter Minute gelang es ihrem

kranken Vater, auf den von der Mutter organisierten Panzerwagen zu klettern. Er hatte sich eine Lungenentzündung eingefangen und war deshalb vom Volkssturm entlassen worden. Anschließend ging die Familie aufs Schiff in Richtung Dänemark. Ihr Bruder Kurt war sieben und Erika S. acht Jahre alt, beide besuchten ein paar Jahre in Dänemark die Schule, bevor sie ins Dreiländereck nach Lörrach umzogen. Nach ihrem Abitur studierte sie auf Lehramt, bekam erste Berufspraxis in Esslingen und arbeitete anschließend als Volksschullehrerin in Schwaben. Beruflich hatte sie Erfolg, und die Arbeit machte ihr großen Spaß, doch private Schwierigkeiten machten ihr zu schaffen.

Sie lernte ihren 15 Jahre älteren Mann kennen, einen schwäbischen Fuhrunternehmer, der unter der Knute seiner eifersüchtigen, erzkonservativen Mutter stand. Nach der Heirat bekam sie kurz hintereinander ihre Söhne Hartmut und Christof und gab ihren Beruf auf. Doch die Ehe hielt nicht lange, ihr Mann entpuppte sich nicht nur als Trinker, sondern auch als jähzornig und gewalttätig. 1967 hatte Erika S. genug, sie schnappte sich ihre kleinen Kinder und verließ ihn. Nach der Scheidung wurde das Sorgerecht für ihre Söhne aufgeteilt, nur der Jüngere wurde ihr zugesprochen. Der Kontakt zu dem Älteren riss immer mehr ab. Dass sie kein Glück mit Männern hatte, zeigte sich auch bei ihrem zweiten Mann, den sie im Urlaub kennenlernte. Peter war Berliner und fühlte sich in Schwaben nicht wohl. Er war der Grund, warum Erika S. 1979 ihre Stellung und ihre Wohnung aufgab, um mit ihm ein neues Leben in Berlin anzufangen. In Berlin unterrichtete sie wieder als Volksschullehrerin. Erst Jahre später wurde ihr klar, dass Peter sie nach Strich und Faden belogen und betrogen hatte; 2001 warf sie ihn hinaus. Seitdem hat sie genug von Männern und lebt lieber alleine mit ihrem Kater.



Wie engagieren Sie sich ehrenamtlich? Nach meiner Pensionierung als Lehrerin half ich meinen Enkelkindern bei den Hausaufgaben und lernte mit ihnen. Als die sich dann freigestrampelt hatten, stellte ich fest: Nee, mir fällt die Decke auf den Kopf. Ich kann nicht nur Fernsehen gucken. Außerdem bin ich Frühaufsteherin und gehe spätestens nach 10 Uhr abends ins Bett. Ich muss mir was suchen. Über einen Bekannten habe ich erfahren, dass er einen Mann im Rollstuhl betreut. Ich fragte ihn, wie er an die Adresse gekommen ist, und habe dann selber beim ehrenamtlichen Besuchsdienst nachgefragt. Schnell bekam ich eine Frau vermittelt, die im Rollstuhl sitzt und dringend Hilfe sucht, um mal unter die Leute zu kommen. Ich sagte zu, obwohl sie weit draußen wohnte. Ich musste eine halbe Stunde fahren, leider war ihr Rollstuhl nicht sicher, ich konnte den irgendwie nicht händeln. Da ich



das zu gefährlich fand, sagte ich wieder ab. Das heißt, mein Einstieg in den Besuchsdienst hat nicht auf Anhieb geklappt. Kurz darauf wurde etwas im Nachbarschaftsheim Schöneberg frei, und dort bin ich glücklich. Die vier Menschen aus der Senioren-Wohngemeinschaft, die lieben mich. Denen lese ich vor, wir unterhalten uns, und wir spielen Rummikub oder „Mensch ärgere Dich nicht“. Alle vier sind jünger als ich, und alle sitzen im Rollstuhl. Außerdem gehe ich einmal in der Woche eine Treppe tiefer mit einem Mann aus der Demenz-Wohngemeinschaft spazieren; Sigmund genießt das sehr und gibt mir das auch zu verstehen. Und da denke ich immer: Ich bin dankbar und gebe das einfach aus diesem Gefühl heraus, dass es mir so gut geht. Denn wofür in der Welt herumreisen? Ich bin früher viel gereist, das macht mir keinen so großen Spaß. Außerdem habe ich einen Kater zu Hause.

Welche Erfahrungen haben Sie mit Ihrem Ehrenamt gemacht? Bald stellte ich fest: Ach, ich habe noch Kapazitäten frei. Habe wieder beim Besuchsdienst nachgefragt: „Habt Ihr nicht noch was?“ Dann bekam ich eine Frau in der Menzelstraße vermittelt, die halbseitig gelähmt ist und dazu schlecht hört und sieht. Dass sie außerdem sehr launisch ist, hab ich ein paarmal zu spüren gekriegt. Ich sehe das schon an ihrem Gesicht, und ein guter Indikator ist auch ihre Katze. Liegt die Katze neben ihr, ist sie gut gelaunt. Wenn die nicht neben ihr liegt, dann weiß ich, ohhh.

Doch ihre schlechte Laune ist nicht gegen mich gerichtet, das ist allgemein. Neulich habe ich sie einfach nur begrüßt, da hat sie sich sofort beschwert: „Aua, du tust mir weh.“ Ich habe ihr bestimmt nicht weh getan, sagte aber laut zu ihr: „Oh, du bist aber wehleidig.“ Da wurde es ganz ruhig im Raum. Das kommt bei mir sofort raus, da kann ich nicht anders. Dennoch zieht mich die schlechte Laune manchmal sehr runter, aber ich bin kein Typ, der vor Schwierigkeiten kneift, grundsätzlich nicht, nein. Und ich habe eine Eselsgeduld. Auch, wenn einer was nicht versteht oder nicht kann. Dann versuche ich es so rum und so rum. Für diese meine Eigenschaft bin ich sehr dankbar.

Wen würden Sie motivieren, sich ehrenamtlich zu engagieren? Also, ich würde Leute ansprechen, die dem Leben zugewandt sind und Freude daran haben zu helfen. Ich glaube, das ist ganz wichtig, denn meine Freundin sagt oft zu mir: „Nee, das könnte ich nicht, was du da machst. Das bewundere ich.“ Ich hingegen finde das gar nicht weiter bewunderungswürdig.

Wo sind Sie noch aktiv? Das mit der Schule ging vor sechs Jahren los. Ich gehe zweimal in der Woche vormittags in die Havelland-Grundschule in Schöneberg, also zweimal zwei Stunden. Die haben ja das Jül-System, das ist das jahrgangsübergreifende Lernen. Entweder betreue ich eine Gruppe von Erst- oder Zweitklässlern in einem gesonderten Raum und lese denen was vor, oder ich arbeite mit ihnen. Ich wurde auch gefragt, ob ich mal in Mathe einspringen kann, ja, natürlich mache ich das. Den größeren Schülern lese ich in erster Linie vor oder übe mit ihnen Grammatik, meistens mit ausgewählten Kandidaten, die es sonst nicht so packen. Die Älteren sind 11 oder 12 Jahre alt.

Vor allem von den Kleinen werde ich unheimlich geliebt. Neulich fragte mich ein Kind: „Frau S., kennen Sie meine Tante, Einar D.?“ Ich antwortete: „Ja, die war bei mir in der Klasse. Ich kenne auch einen Ali D.“ – „Ja, das ist mein Vater!“, rief das Kind ganz aufgeregt.



War es Ihr Wunsch, Lehrerin zu werden? Eigentlich nicht, ich war gut in Chemie und wollte Apothekerin werden, doch stattdessen wurde ich Lehrerin. Nach meinem Abitur urteilten alle Lehrer: „Geeignet.“ Und auch meine Mitschüler sagten: „Erika ist die geborene Lehrerin.“ Als ich dann nach Esslingen kam und die ersten Proben vor Schülern anstanden, sollten wir einen Einstand von einer Viertelstunde geben, da fragte mich einer der Professoren: „So, und wo sind Ihre Unterrichtsvorbereitungen?“ Ich antwortete: „Welche Unterrichtsvorbereitungen?“ Na, ich hab so einen Zettel. „Den Fresszettel? Geben Sie mir den mal her!“, forderte er mich streng auf. Ich gehorchte, konnte mir aber nicht verkneifen zu sagen: „Ich kann das auch so!“ Darauf sagte er: „Das glaub ich Ihnen sogar, aber Sie lernen das hier von der Pike auf.“ Bald hab ich gemerkt, wie leicht mir das Unterrichten fällt. Kurzum hab ich entschieden: Na gut, dann werde ich eben Lehrerin, aber ewig bleibe ich das nicht. Doch ich hab dann „lebenslänglich“ gekriegt. Was ich immer wusste, war, dass ich nicht alleine in irgendeinem Büro hocken will, sondern was mit Menschen zu tun haben wollte. Meine Mutter hat oft zu mir gesagt: „Frag nicht so dumm!“ Und deswegen hab ich mir vorgenommen: Ich gebe allen Schülern eine Antwort. Die können mich fragen, was sie wollen. Ich sage ihnen: „Nur der ist dumm, der nicht fragt!“ Und wenn ich die Antwort mal nicht weiß, mache ich die Ansage: „Ich gucke in einem schlaun Buch nach und sag es euch morgen.“ Diese Überzeugung hat mich geprägt.

Empfinden Sie das Alter als eine Bürde? Ich hab keine Angst vor dem Alter. Zum Glück habe ich heute auch keine Einschränkungen mehr, früher hatte ich die. Kaum war ich ein paar Monate aus dem Schuldienst, da kam die Polymyalgia Rheumatika, eine Entzündung des Bindegewebes in den Muskeln. Die Krankheit schleicht aus. Das musste durch Logopädie wieder abtrainiert werden. Und ich musste Bauchatmung lernen. Mein Lebensmotto ist: Nicht unterkriegen lassen und immer gucken, dass man oben schwimmt.

Wie sieht Ihre Woche aus? Am Dienstag, Mittwoch, Donnerstag und Freitag gehe ich vormittags in die Grundschule als Lernpatin. Den Besuchsdienst bei den Senioren mache ich dreimal nachmittags im Nachbarschaftsheim Schöneberg.

Was machen Sie in Ihrer Freizeit? Montags mache ich was für mich, da bin ich beim Theater der Erfahrungen, nehme an Theater-Workshops teil. Außerdem gehe ich gerne mit einer ehemaligen Kollegin ins Theater. Und ich mache regelmäßig Sport, ich muss trainieren, um fit zu bleiben. Das Muskelaufbautraining mache ich, seitdem ich schwer krank war. Es geht mir gut, und das kann und will ich meinem Schicksal zurückgeben. Ich empfinde eine große Dankbarkeit und würde, wenn ich mehr Luft hätte, noch mehr ehrenamtlich machen.

Schlussbemerkung: Nach ihrer Pensionierung engagiert sich Erika S. gleich mehrfach ehrenamtlich. „Wissen Sie, ich bin Lehrerin und kann's nicht lassen“, sagt sie uns beim ersten Telefongespräch. Wir begleiten Frau S. bei einem Spaziergang mit einem an Demenz erkrankten Bewohner aus dem Nachbarschaftsheim. Er genießt den Ausflug mit ihr und strahlt, als sie ihm die ersten Knospen an den Sträuchern zeigt. Nachdem wir ihn zurück in die Wohngemeinschaft begleitet haben, gehen wir in ein nahegelegenes Café. Nach unserem anregenden Gespräch bei Kaffee und Kuchen besuchen wir Erika S. kurz darauf noch mal in ihrer Altbauwohnung in Schöneberg und lernen ihren Kater kennen.



Wer ein gesellschaftliches Interesse hat, wird auch was dafür tun

Gudrun R., geboren 1946 in Berlin-Neukölln, aufgewachsen in Ostberlin
Sozialberatung im Nachbarschaftszentrum

Gudrun R. wurde 1946 in Berlin geboren. Genauer: in Neukölln. Aufgewachsen ist sie in Adlershof. Zwei Berliner Stadtteile. Sie beschreiben, was sie über Jahrzehnte hinweg prägte. Neukölln lag in Westberlin und Adlershof in Ostberlin, Neukölln lag in der amerikanischen, Adlershof in der sowjetischen Zone. Ihr Vater war Gärtner, der in Ost- und in Westberlin arbeiten konnte. Ihre Mutter war im Ostberliner Werk für Fernmeldewesen angestellt. Der Bau der Mauer stellte für sie und die Familie ein einziges Trauma dar. Sie konnte nicht mal in das nächstgelegene Schwimmbad, denn es lag in Neukölln. Sie wurde in Adlershof eingeschult, besuchte aber dort nicht die Erweiterte Oberschule, denn ihre Eltern planten für 1961, Ostberlin zu verlassen. Sie hatten Gudrun R. bereits in Westberlin an einer Oberschule angemeldet. Der Bau der Mauer machte allen Plänen ein Ende. In der DDR gab es keine große Auswahl an Lehrstellen. In der 10. Klasse kam jemand in die Schule und erklärte: „Wir bieten Euch die und die Lehrstellen an.“ Gudrun R. las gerne, sie war auch eine ganz gute Schülerin und erhielt so eine Lehrstelle für eine Bibliotheksfacharbeiterin. Noch in der Lehrzeit hatten alle Auszubildende sich geschworen: „Wir werden nie Bibliothekarinnen, so etwas Verstaubtes.“ Trotzdem begann sie danach ein Fachschulstudium als Bibliothekarin. Nach dem Abschluss des Studiums arbeitete sie bis 1987 in der Bibliothek der Humboldt-Universität. Ihre Kolleginnen und auch ihre Vorgesetzten in der Bibliothek waren ihr gegenüber loyal und vertrauten ihr. Die Bibliothek war für sie fast eine „Insel der Seligen“. Denn dort landeten viele, die der DDR kritisch gegenüberstanden, dazu gehörte auch Gudrun R. Sie trat bald einem kirchlichen Friedenskreis in Pankow bei, der besorgt über die Aufrüstung in Ost und West war und sich für eine demokratische DDR einsetzte.



1973 wurde sie schwanger, ihre Eltern bestanden darauf, dass sie heiratete, aber diese Ehe hielt nicht lange. Nach ihrer Scheidung lernte sie 1981 in Dresden ihren jetzigen Mann kennen. Er war dort als westdeutscher Journalist zu einer Tagung des „Weltrates der Kirchen“ eingeladen. Im selben Jahr versuchte ihr Bruder Bernd, aus der DDR zu fliehen. Vergeblich. Er kam ins Gefängnis. Mit Hilfe des Rechtsanwalts Wolfgang Vogel, der in der DDR den Freikauf von Gefangenen organisierte, wurde ihr Bruder vom Westen freigekauft. 1987 bekam sie die Erlaubnis zu heiraten. Nachdem die DDR-Behörden festgestellt hatten, dass sie keinen Arbeitsplatz für einen Journalisten aus dem Westen hatten, bekamen ihre Tochter Claire und sie die Anweisung, die DDR zu verlassen. Beide reisten zu ihrem Mann nach Westberlin. Am Wissenschaftskolleg erhielt Gudrun R. eine Stelle als Bibliothekarin und blieb dort, bis sie berentet wurde.

Sie haben sich auch im Ausland ehrenamtlich engagiert? Mein Mann war ja Journalist und bekam 1992 die Chance, für fünf Jahre als ARD-Radiokorrespondent im südlichen Afrika zu arbeiten. Für mich als ehemalige DDR-Bürgerin war es mehr als ein Traum, nach Afrika zu kommen. Ich setzte dafür meine Stelle im Wissenschaftskolleg aufs Spiel, hielt aber weiterhin Kontakt.

In Südafrika haben wir uns richtig wohlfühlt, aber meine Angst vorher war, dass ich zu Hause sitzen und Tee trinken müsse. Zum Glück kam es dazu nicht.

In Johannesburg habe ich mich in einem Beratungsbüro der Frauenorganisation Black Sash (schwarze Schärpe) gemeldet. Die setzen sich seit mehr als fünfzig Jahren für das Wahlrecht von schwarzen Frauen ein. In diesen Beratungsbüros von Black Sash suchten viele Frauen Rat. Das Büro in Johannesburg war überfüllt. Das hat mich sehr beeindruckt. Ich fragte, ob ich irgendwie helfen könne. Man brachte mich zu einer Frau, die weiß war und aus Schwaben stammte. Ob ich hier Briefe sortieren und irgendwie helfen könne. „Du wirst Case-Workerin“, also Fallbearbeiterin. Ich erhielt eine dreimonatige Ausbildung, lernte Arbeits- und Rentenrecht. Anfangs beriet ich Fälle von Hausangestellten. Wenn die entlassen wurden, haben wir geprüft, ob die Kündigung unfair war, welche Rechte den schwarzen Hausangestellten zustehen und welche den Arbeitgebern. Fünf Jahre habe ich in dem Büro gearbeitet. Die Situation schwarzer Menschen, ihre Probleme und Sorgen konnte ich nirgendwo anders besser kennenlernen.

Wie engagieren Sie sich heute ehrenamtlich? Menschen aus vielen Kulturen kommen ins Nachbarschaftszentrum. Genau das finde ich interessant: Sie haben ganz andere Lebensläufe als wir, das hat mich an der Arbeit hier gereizt. Warum ich mich in Schöneberg engagiere? Das hat sich bei meinem Abschied im Wissenschaftskolleg ergeben. Die Frau meines Chefs hat mich gefragt, ob ich ein Ehrenamt im Nachbarschaftszentrum übernehmen würde. Kurz darauf hat mich Monika Fröhlich beraten. Mich hat die Bürgerberatung interessiert, weil ich damit ja fünf Jahre in Südafrika Erfahrungen gesammelt hatte. So bin ich seit 2009 im Nachbarschaftszentrum in Schöneberg als Beraterin aktiv. Meine Kollegen finde ich sehr nett, auch den Leiter schätze ich sehr. Es spielt eine große Rolle, dass man sich wohlfühlt.

Ich bin jeden Freitag im Büro und fange um 10 Uhr an. Offiziell bleibe ich bis 14 Uhr, oft auch länger. Eigentlich sollen die Leute sich vorher einen Termin holen, aber da bin ich nicht so streng. Wenn jemand ohne Termin vorbeikommt und ich Zeit habe, ist das okay.

Ich helfe den Leuten beim Briefeschreiben oder bei der Kündigung eines Handyvertrags. Häufig helfe ich auch Bewerbungen zu schreiben oder fülle alle möglichen Formulare aus. Es ist doch so: Wenn ich ein Formular nicht ausfüllen kann, wie soll das ein Mensch mit der Zweitsprache Deutsch können? Oft rufe ich bei Behörden an und frage: „Was heißt das hier genau?“ Besonders schwer ist die Wohnungssuche, da brauchen viele Menschen Hilfe. Mir liegen Leute am Herzen, die eine Arbeit suchen. Besonders schwer ist es, Praktikumsplätze für nicht mehr ganz so junge Leute zu finden.

Welche Erfahrungen haben Sie mit Ihrem Ehrenamt gemacht? Mal hab ich es geschafft, einem jungen Mädchen eine Lehrstelle zu besorgen. Zu mir kam eine 16-jährige junge Frau, die unbedingt Friseurin werden wollte. Nachdem ich mich für sie umgesehen hatte, fragte ich einfach die Chefin von dem Friseursalon, wo ich immer hingeh. „Ja, schicken Sie sie doch mal vorbei.“ Vorher habe ich zusammen mit der jungen Frau ihren Lebenslauf und ihre Bewerbung geschrieben: Das hat

geklappt. Seitdem arbeitet sie am Ludwigkirchplatz. Wo ich nicht so positiv reagiere, ist, wenn Leute immer nur fordern und nicht verstehen, wie unsere Gesellschaft funktioniert. Dass jeder etwas beitragen muss und dass das hier nur funktioniert, wenn man nicht nur nimmt. Wenn mir einer erklärt: „Na ja, wenn ich jetzt arbeite, was hab ich davon? Vorher hatte ich Sozialgeld oder Hartz IV.“ „Na ja“, sage ich, „der Normalfall ist, dass man arbeitet. Nur wer in großer Not ist, der sollte unterstützt werden. Und das soll immer für die da sein, die in Not sind.“

Wie motiviert man Seniorinnen und Senioren dazu, sich ehrenamtlich zu engagieren?

Mit dem Ehrenamt sehe ich das so: Wer gesellschaftlich interessiert ist, der wird auch was dafür tun. Im Rentenalter ist es natürlich eine Befreiung, dass man nicht jeden Tag früh aufstehen muss.

Es ist toll, dass man noch fit ist und die Freiheit hat, etwas mit seiner Zeit zu machen.

Wie kommen Sie sprachlich bei der Beratung zurecht? Wenn Leute zu mir kommen, die kein Deutsch sprechen, helfen mir oft arabische oder türkische Praktikanten aus dem Nachbarschaftshaus, die gut Deutsch können. Manche Beratungen mache ich auch mit dem Leiter Hamad Nasser zusammen. Viele von ihnen sprechen gut Deutsch, die meisten sind Migranten, die schon lange in Berlin wohnen.

In den letzten zwei Jahren sind immer mehr Flüchtlinge aus Syrien dazugekommen, die erst seit kurzem hier leben. Da unterstützt mich Hamad Nasser sehr und übersetzt mir die Probleme mit den Ämtern. Dann fülle ich die Anträge aus, und er erklärt es den Leuten dann noch mal. Also irgendwie lavieren wir uns da durch. Ich unterstütze die Leute bei der Hilfe zur Selbsthilfe.

Wo sind Sie noch aktiv? In der Kreuzberger Kirchengemeinde. Da war ich lange Zeit im Gemeindegemeinderat, das ist ein Leitungsgremium, das sehr viel Organisatorisches, Bürokratisches übernimmt. Neun Jahre war ich im Gemeindegemeinderat aktiv, aber jetzt stelle ich mich nicht mehr zur Wahl. Über die Gemeinde konnten wir zum Beispiel einer Flüchtlingsfamilie eine Wohnung vermitteln. Ich hab mich dafür eingesetzt, dass wir die nächste frei werdende Wohnung in unserer Kirchengemeinde in Kreuzberg einer Flüchtlingsfamilie aus Pakistan anbieten konnten, und das hat vor einem Jahr tatsächlich geklappt. Leider ist das mit dem Bleiberecht noch nicht klar, aber sie haben ein Dach überm



Kopf. Außerdem treffen wir uns immer noch regelmäßig im Pankower Friedenskreis. In der DDR fing es an mit einer jungen Pfarrerin und einem kleinen Kreis von Leuten. Damals ging es los mit der großen Bedrohung der Atomwaffen in Ost und West, und wir trafen uns in der Pankower Kirche und beschlossen: „Wir müssen was machen.“ Heute bereiten wir den „Kirchentag“ vor und organisieren eine Friedenswerkstatt in Pankow. Doch dabei bin ich nicht diejenige, die die Papiere ausarbeitet, ich übernehme eher praktische Aufgaben wie das Catering.

Was machen Sie in Ihrer Freizeit? Da mache ich Yoga. Ich fahre gerne Rad, unternehme lange Radtouren mit einer Freundin. Außerdem helfe ich meiner Tante im Garten, ich liebe Gartenarbeit!



Und ich habe eine 15-jährige Enkelin, die ich einmal in der Woche sehe. Das mache ich, seit sie ein Baby ist. Das ist meine Art: Ich bin gerne nützlich unterwegs.

Es gibt ja Leute, die sind glücklich, wenn sie als Rentner nur noch verreisen können. Das wäre nicht mein Ziel, immer nur mit dem Rollkoffer durch die Welt zu reisen.

Schlussbemerkung: Wir treffen Gudrun R. in ihrem Büro im Nachbarschaftszentrum in der Steinmetzstraße und führen ein sehr offenes Gespräch mit ihr. Gegen Ende klopft eine Frau an ihre Tür. Sie ist aufgeregt und sucht dringend Rat, da sie und ihre Familie kurz vor der Kündigung ihrer Wohnung stehen. Wir, mit unserem Interview, sind nun Nebensache, die Beratung steht an erster Stelle.



Wenn Du Lust hast,
wenn Du mich brauchst,
ich bin da!

Margrit K., geboren 1941 in Berlin
Lernpatin im Nachbarschafts- und
Familienzentrum

Margrit K. wurde im Januar 1941 im Osten von Berlin, in Oberschöneweide, geboren. Ihre Mutter war Schlesierin und ging als junge Frau nach Berlin. Dort arbeitete sie im Restaurant „Am Schlachtensee“, wo sie ihren späteren Mann kennenlernte. Ihr Mann, von Beruf Automechaniker, kam aus Ostpreußen und wurde gleich zu Beginn des Krieges eingezogen. Margrit K. lernte ihren Vater eigentlich gar nicht groß kennen, denn nach dem Krieg saß er in Bautzen in russischer Gefangenschaft. Erst 1956, da war Margrit K. bereits 14 Jahre alt, kam er als Spätheimkehrer zurück. Ein Jahr vor seiner Rückkehr war ihre Mutter verstorben. Ihr Vater zog gleich nach seiner Rückkehr nach Westberlin, und Margrit K. folgte ihm nach, bis auch er nach zwei Jahren an Magenkrebs starb. Ihre acht Jahre ältere Schwester ging von Ost nach West, was damals noch möglich war. Margrit K. wohnte bei ihrer Schwester und deren Mann in Britz und besuchte die Waldschule in Westend bis zur zehnten Klasse. Eigentlich wollte sie Abitur machen, hatte aber irgendwie das Gefühl, dass sie jetzt ein bisschen selbständig werden wollte. So begann sie eine Lehre als Groß- und Außenhandelskaufmann, arbeitete kurz und bewarb sich dann 1961/62 für ein Jahr als Au-pair-Mädchen nach London. In dem Studentenheim, in dem sie arbeitete, lernte sie ihren Mann Richard kennen. Er war Jamaikaner, sie verliebten sich und dann ging alles ganz schnell. Sie heirateten, Margrit K. wurde schwanger, und sie zogen von London nach Berlin-Britz zu ihrer Schwester. Dort bekam sie ihre beiden Söhne. Einer wurde 1963, der andere wurde 1964 geboren. Die Verwandten ihres Mannes zogen von Jamaika nach New York. Richard und die Kinder besuchten die Familie dort oft, und irgendwann hatten die Kinder den Wunsch, nach New York zu ziehen. Daher beantragte sie die Ausreise und die Einwanderung in die USA. Doch ihr Mann verunglückte 1981 in Amerika tödlich bei einem Unfall, und da blies sie alles ab. Die fast erwachsenen Kinder blieben in New York bei den Verwandten ihres Mannes. Nach dem Tod ihres Mannes begann sie im Krankenhaus Britz als Arztsekretärin zu arbeiten, ab 1983 wechselte sie nach Zehlendorf ins Krankenhaus Waldfriede, wo sie 25 Jahre lang bis zur ihrer Rente blieb. Inzwischen sind beide Söhne verheiratet, und Margrit K. ist zum vierten Mal Oma geworden. Doch die Enkel sind sehr weit weg. Margrit K. hatte manchmal das Gefühl, sie habe ihre Söhne im Stich gelassen. Aber sie hatten eine Aussprache: Die beiden Söhne haben das nicht so empfunden, und sie leben jetzt glücklich in den USA und Kanada. Sie skypet fast jeden Tag mit ihren Söhnen und Enkeln und besucht sie, sooft sie kann.



Welches Ehrenamt üben Sie aus? Da meine Enkelkinder nicht hier sind, hab ich gedacht, irgendwas möchte ich schon noch mit Kindern machen. Und dann hat sich ergeben, dass meine Yogalehrerin schwanger wurde und keine Oma und niemanden hier hatte. Und da habe ich mich angeboten. Da habe ich einfach gesagt (klatscht in die Hände): „Sylvia, wenn Du Lust hast, wenn Du mich brauchst, ich bin da!“ Und dann habe ich die Lucia praktisch von ihrer Geburt an 12 Jahre lang begleitet.

Wie oft? Manchmal drei- bis viermal in der Woche, auch abends. Ich habe es immer ehrenamtlich gemacht. Ich wollte auch nichts dafür bezahlt haben. Ich wollte wirklich frei sein. Ich wollte kommen, wenn ich möchte, wenn ich das Gefühl habe, ich will kommen. Wenn es ans Bezahlen geht, dann



ist das wieder so eine andere Ebene. Ich feierte Weihnachten mit denen, ich gehörte zur Familie. Als Lucia zwölf wurde, stellte sie fest, sie braucht mich jetzt nicht mehr, was ja auch total in Ordnung war (lacht). Darauf habe ich gesagt: „Auch gut. Aber dass Du mich nicht vergisst!“ Und jetzt, kommenden Sonntag, treffen wir uns, besuchen ein Konzert, gehen zusammen Pizza essen und telefonieren. Also ich bin immer noch in ihrem Leben.

Waren Sie nach dem Babysitten weiterhin ehrenamtlich tätig? Ja, ich liebe Straßenfeste. Und da gab es in der Steinmetzstraße in Schöneberg ein Nachbarschaftsfest. Da ging ich hin. Das war vor zwei Jahren. Auf dem Fest saß ich neben Jutta Husemann, und wir freuten uns gemeinsam

an dem Programm. So kamen wir ins Gespräch, und sie zeigte mir den Ehrenamts-Flyer von der Kurmärkischen Straße. Wir sprachen über Lernhilfe, und sie fragte mich, ob ich mir das vorstellen könnte. „Ja“, habe ich gesagt. Das mit Lucia war ja nun beendet, und da entschied ich: „Ja, das kann ich mir vorstellen.“ Also ging ich mal dorthin und bin gleich dageblieben. Da ich in Friedenau am ehemaligen Rathaus wohne, engagiere ich mich donnerstags auch dort und biete Lernhilfe an. Dort leben ja bis zu 500 Flüchtlinge in Notunterkünften.

Sie sind in Schöneberg und in Friedenau aktiv. Wie läuft so was ab? Die Montagsgruppe im Nachbarschafts- und Familienzentrum in der Kurmärkischen Straße fängt um vier Uhr an und geht bis sechs. Wenn alle kommen, sind es sechs Kinder von der zweiten bis zur siebten Klasse. Und dann ist es immer ein Warten, wer kommt. Die Schule geht jetzt auch ein bisschen länger, also manchmal kommen sie erst um 20 nach vier. Und dann gucken wir, wie viele Kinder kommen und wie viele Mitarbeiter vor Ort sind. Ich arbeite meistens mit der Sunduz. Sie kommt ursprünglich aus Libyen und besucht die siebente Klasse in der Sekundarschule, und mit ihr mache ich dann die Schularbeiten. Wir gehen, wenn die Räume unten voll sind, hier nach oben in einen ruhigen Raum. Ich frage sie, was sie auffat, und versuche ihr zu helfen. Einmal sollte sie etwas über das Musical „Hair“ schreiben. Ich hatte keine Ahnung, ich mag Musicals nicht und „Hair“ schon gar nicht. So was ist schon eine wirkliche Herausforderung. Die Kinder bekommen Hausaufgaben in Englisch, Erdkunde und Geschichte, sie haben Bruch- und Dezimalrechnung, alles das, was ich längst vergessen habe.



Haben Sie immer nur eine Schülerin?

Nein, manchmal sind es auch mehr. Und dann wird es ein bisschen unproduktiv. Doch das lässt sich nicht vermeiden, wenn mehr Schüler als Mithelfer kommen. Dann muss man sich auch mit zwei oder drei Schülern beschäftigen. Ich sage immer, es ist schön, wenn ich konzentriert mit einem arbeiten kann. Ich mag es auch, mich mit ihnen zu unterhalten. Nach einer Weile werden sie immer offener und erzählen mir dann auch von zu Hause und was sie so machen.

Wie ist das Feedback? Neulich sagte mir die Sunduz: „Ich habe die beste Arbeit geschrieben von allen in der Klasse. Die anderen, die haben alle was anderes gemacht. Und ich habe das mit dir genau richtig gemacht!“ Darüber habe ich mich sehr gefreut.

Und in Friedenau? Lläuft es da genauso? Da gehe ich am Donnerstag um 16 Uhr hin. Leider kommen immer nur wenige in das Rathaus. Einige kommen sofort mit ihrer Schulmappe unter dem Arm vorbei, setzen sich hin, und ich habe die Erfahrung gemacht, es sind meistens Mädchen aus Tschetschenien oder aus der Ukraine, die sehr fleißig sind. Die Jungs sind oft ein bisschen nachlässiger, aber das nehmen wir locker. Manchmal spielen wir einfach „Mensch ärgere Dich nicht“ oder „UNO“ mit ihnen. Dabei unterhalten wir uns, das ist ja auch wichtig, um die Sprache zu lernen. Oder ich lese was vor, oder ich lasse sie ein bisschen vorlesen oder versuche sie irgendwie aufzumuntern. Die Kinder ermüden auch leicht. Sicher, weil sie schon einen langen Schultag hinter sich haben. Außerdem leben sie ja immer in Familien mit den älteren Geschwistern in einem Raum. Sie kommen wahrscheinlich nicht vor 24 Uhr zur Ruhe. Und die Jungs sitzen da alle und wischen auf ihren Smartphones herum. Es ist beinahe unmöglich, sie von den Smartphones wegzukriegen.

Wie verhalten Sie sich, wenn es mal nicht so gut läuft? Letzten Donnerstag war ich alleine, und da kam erst ein Junge aus Tschetschenien, wir arbeiteten eine dreiviertel Stunde wunderbar zusammen. Kurz danach kam noch ein Junge aus Albanien mit seinem kleinen Bruder. Mit dem Jungen aus Albanien, mit dem konnte ich, aber der kleine Bruder, der war noch zu jung. Ich konnte ja jetzt nicht seinen kleinen Bruder wegschicken, das ging einfach nicht. Na ja, da gab ich ihm einen Malblock, unterhielt mich mit dem Älteren, und wir arbeiteten. Dann ging wieder die Tür auf, kam ein kleines Mädchen rein: „Das ist meine kleine Schwester“, erklärte der ältere Bruder. „Na ja, die Schwester, o.k.“ Die Schwester kriegte auch was zum Malen. Nach einer Weile ging noch mal die Tür auf, da kam ein noch kleinerer herein: „Das ist mein Bruder!“ Ich sagte in die Runde: „Das kann ja nicht wahr sein!“ „Ja“, sagte der Älteste: „Ich habe zehn Geschwister!“ „Kommt jetzt noch das Baby, ja?“ dachte ich bei mir. Um dreiviertel sechs packte ich zusammen: „Jetzt ist Schluss.“ Doch dann wollten die beiden Kleinen nicht gehen. Sie schrien Zeter und Mordio, klammerten sich an den Tisch und wollten unbedingt weitermalen.

Wenn ich mir Ihre Biographie angucke – warum haben Sie sich dieses Ehrenamt ausgesucht? Ja, warum dieses Ehrenamt, weil ich eigentlich mal Lehrer werden wollte oder Sozialarbeiter. Das sind so die Dinge, wo ich sage: „Das hätte ich gerne gemacht.“ Wenn ich nicht vorher gepasst hätte. Insofern mache ich immer meine Witze: „Seht ihr, jetzt bin ich 76, und jetzt mache ich noch mal auf Lehrerin.“ Da schließt sich bei mir der Kreis.

Noch eine Frage zum Thema Alter: Muss man vor dem Alter Angst haben? Nö, muss man nicht. Die Gesundheit, das ist in jedem Lebensalter das Wichtigste. Ich sage, wenn man noch fit ist, dann braucht man überhaupt keine Angst zu haben. Es gibt so viele Möglichkeiten, was zu machen, und da ist für jeden etwas dabei.

Schlussbemerkung: Margrit K. treffen wir im Nachbarschafts- und Familienzentrum Kurmark in Schöneberg. Nach dem Interview lernen wir die Schülerinnen und Schüler kennen, die montags um 16:00 Uhr zur Hausaufgabenhilfe kommen. Sie fühlen sich hier zu Hause, es gibt Brot mit Frischkäse und Paprikastreifen, dazu Tee. In dem sonnigen Raum treffen wir auch auf Elisabeth Korte, Koordinatorin für den Lernclub, die dringend weitere Lernhilfen sucht. Der Bedarf ist groß.



Was ich eigentlich immer gerne machen wollte, war schreiben.

Dorothee R., geboren 1940 in Braunschweig, lebt seit 1980 in Berlin
Online-Redakteurin des Blogs „Passagen“

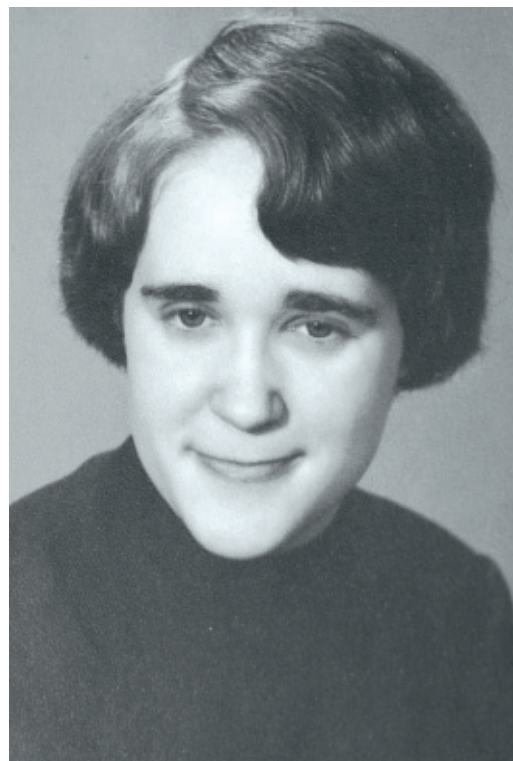
Dorothee R. ist 1940 in Braunschweig geboren und wuchs in der Kriegszeit in Goslar am Harz auf. Ihre Mutter war gelernte Krankenschwester, ihr Vater Pfarrer und Mitglied der „Bekennenden Kirche“. Er musste gleich zu Beginn des Krieges als Feldgeistlicher an die Front, geriet in russische Gefangenschaft und kam als Spätheimkehrer erst 1953 aus dem Ural zurück. Er redete nie über den Krieg oder die Gefangenschaft, nur in seinen Predigten erfuhr seine Familie manchmal etwas. Der Arbeitgeber ihres Vaters – die Landeskirche Braunschweig – gehörte zu den „Deutschen Christen“, die sich an der Ideologie des Nationalsozialismus ausrichteten. Ihre Mutter erhielt nach 1945 das Gehalt ihres Mannes, von daher hatten sie in der Nachkriegszeit keine materiellen Sorgen. Nach seiner Rückkehr konnte ihr Vater ein halbes Jahr pausieren und trat dann eine Stelle in Goslar an, wo er bis zu seiner Pensionierung tätig war.

Dorothee R. besuchte in Goslar ein klassisches Mädchen-Lyzeum, doch die Kleinstadt war für die Pubertierende nicht der Hit. Sie interessierte sich für Sprachen und ging als 16-Jährige ein Jahr als Austauschschülerin in die USA. Nach dem Abitur machte sie, ganz in der Tradition der Familie, die Ausbildung zur kirchlichen Jugendleiterin, im Anschluss arbeitete sie in der Krankenpflege.

Dorothee R. verliebte sich in einen 14 Jahre älteren Mann. Er gehörte der Kriegsgeneration an, die als Jugendliche in den Krieg ziehen mussten. Ihr Vater hatte das Gefühl, sie renne da in ihr Elend.

Das führte zu einer großen Krise zwischen Vater und Tochter. Sie entfernte sich von ihrer Familie, heiratete mit Mitte 20 ihren Mann und bekam ein Kind.

Ihr Mann beging Selbstmord, da war ihre Tochter gerade vier. Er konnte die Kriegserlebnisse nicht verkraften, sowohl vom eigenen Tun, als auch vom Erlebten. Jahrgang 26, das waren die entscheidenden Jahrgänge, die die Gesellschaft nach dem Krieg prägten. Sie lebten in Oberfranken, als ihr Mann starb. Dorothee R. ließ sich aber nicht unterkriegen und begann in Hildesheim Anfang der 70er Jahre ihr Studium der Sozialpädagogik. Nach Abschluss des Studiums suchte sie eine Arbeit, die ihr das Leben als Alleinerziehende mit ihrer Tochter ermöglichte, und übernahm eine Stelle als Bereichsleiterin in einer Einrichtung für Behinderte in der Nähe von Braunschweig. 1980 zog sie mit ihrer Tochter nach Berlin, bewarb sich am Pestalozzi-Fröbel-Haus für ein Projekt mit verhaltensauffälligen Kindern in der Vorpubertät und baute dann im Nachbarschaftszentrum die Familienbildungsarbeit auf. Dem Pestalozzi-Fröbel-Haus blieb sie treu bis zur Rente 2003 und darüber hinaus. Es fehlten ihr Zeit und Muße zum Schreiben, das holt sie heute nach.



Was machen Sie jetzt gerne in Ihrer Freizeit? Vor allem genieße ich es, dass ich meinen Lebensrhythmus selber bestimmen kann und nur noch tun kann, was und wie viel ich möchte. Als ich in Rente ging, hab ich noch vier Jahre lang als Honorarkraft hier und da was gemacht. Einige Stunden Leitung, den Mehringdamm (Familienzentrum des PFH) anschmeißen ... Dann fing ich mit dem Aufbau der ehrenamtlichen Arbeiten an, weil das etwas unterbelichtet war.

Haben Sie gleich 2004 mit der ehrenamtlichen Tätigkeit angefangen? Nein, erst mal wenig, weil ich noch zu beschäftigt war. Ich hab ja sozusagen die Barbarossastraße und die Kurmärkische (Nachbarschafts- und Familienzentrum) geleitet, denn es gab generell einen Stellenstopp. Das war 2003. Dann wurde der Stellenstopp aufgehoben, und im Oktober 2004 wurde die Stelle in der Kurmärkischen besetzt, später die in der Barbarossastr. Das war dann die Uta (Behrendt), die fing im Oktober 2004 dort an. Und in der Barbarossastraße sollte Jutta Burdorf-Schulz die Stelle übernehmen, die musste aber noch ihren Vertrag in der Schillerstraße beenden. Und deswegen habe ich dann die Zeit über noch die Barbarossastraße mit gemacht.

Gleichzeitig fing ich dann mit dem ehrenamtlichen Konzept an. Frau Hebenstreit (Direktorin des PFH bis Juni 2017) sagte zu mir: „Von mir aus hätten Sie bis sonst wann hier bleiben können.“ Gerd Schmitt (Abteilungsleiter der Kinder- und Jugendhilfe bis April 2017) fiel immer wieder was ein, damit ich bleibe. Und dann habe ich gedacht, ich muss jetzt mal selber eine Entscheidung treffen, und hatte irgendwann das Gefühl: „Es reicht, ich will jetzt wirklich ganz aufhören.“

Und wann ging es richtig los mit dem Ehrenamt? Oder lief das parallel? Also die ersten „Passagen“ haben wir 2011 herausgegeben, aber angefangen haben wir schon 2009. Anfangs gab es noch Printausgaben. Das war ja ein längerer Prozess: eine Gruppe von Menschen, die sich nicht kannten, mussten das Konzept entwickeln und den Namen finden. Was ich eigentlich immer gerne machen wollte, war schreiben. Ich habe extrem darunter gelitten, Berichte zu schreiben, weil man da für die Beantragung von Geldern bestimmte Worthülsen benutzen muss. Das war für mich furchtbar! Ich wollte eigentlich gerne ganz anders schreiben, aber dazu hatte ich nicht die Zeit und nicht den freien Kopf. Mein Schreibwunsch war mehr kreatives Schreiben, also habe ich inzwischen ein paar Workshops besucht.

Gerade habe ich etwas über das Thema Palliativmedizin geschrieben. Man setzt sich mit Themen ganz anders auseinander. Das ist einer der Gründe, warum ich mit den „Passagen“ sehr glücklich bin. Anfangs war mein großer Hänger der Computer, da habe ich mich richtig geweigert: „Leute, nicht mit mir.“ Ich hatte immer wen, der meine Sachen geschrieben hat. Nachdem ich in Rente gegangen war, habe ich Anfang 2004 gedacht: „So, jetzt habe ich Ruhe und Zeit.“

Eine junge Frau kam zweimal in der Woche zu mir und brachte mir die PC-Grundkenntnisse bei. Und ich habe mir dann gesagt: „O.k., Dorothee, jeden Tag gehst du einmal da dran!“ Das musste ich am Anfang so machen. Und das Gute war eben, dass ich es auch noch gebrauchen konnte. Ich könnte schlecht so was wie Computer lernen, wenn ich das gar nicht brauche, und dann hab ich mich da langsam reingefummelt. Inzwischen bin ich jemand, der anderen manchmal etwas erklärt. Da denke ich mir hinterher: Das kann nicht wahr sein, dass ich jemandem erkläre, wie das mit dem Computer geht, Donnerwetter! Ich habe sogar gelernt, mit der Blog-Software umzugehen, und mich da auch nicht besonders dusselig angestellt.

Wie entstand die Idee für die „Passagen“? Die Grundidee ist so entstanden: Als ich in Rente ging, habe ich angefangen, mir die Darstellung in den Medien über alte Menschen näher anzuhören. Ich habe mich tierisch geärgert über diese Klischees. Ich sagte mir: Das kann doch alles nicht wahr sein, das stimmt alles hinten und vorne nicht.

Für mich ist der Hauptpunkt, die Vielfältigkeit unserer Lebensgeschichten, der heutigen Lebenssituationen und Vorstellungen abzubilden und gegen diese Klischees anzugehen, sowohl im Text als auch in den Bildern. Achten Sie mal auf Werbung für alte Leute, die sitzen immer auf der Bank, als ob wir alle immer nur auf der Bank säßen! Wenn Senioren angesprochen werden, ist das meistens so handgestrickt und unprofessionell. Deswegen gingen wir es mit der Zeitschrift „Passagen“, und jetzt auch in dem gleichnamigen Blog für die zweite Lebenshälfte, professioneller und pepziger an.

Sehen Sie sich vielleicht ein bisschen als Sprachrohr für Ältere? Ja, so bezeichnen wir uns auch, als Diskussionsforum und als Sprachrohr. Bei uns kann jeder mitmachen, es gibt kein Mindestalter.

Ich bin so ein bisschen unglücklich, wir müssen mehr machen, auch im Netz, um bekannter zu werden. Ich merke, wenn ich mal mit jemandem rede, dass das Echo immer unglaublich positiv ist. Und wir werden auch mehr angeklickt.

Wie oft treffen Sie sich? Wir treffen uns alle zwei Wochen zur Redaktions Sitzung und arbeiten auch zwischenzeitlich an den „Passagen“. Das letzte Mal sind wir so auseinandergegangen, dass jeder Unterschiedliches übernommen hat oder irgendwen kontaktieren sollte. Die Bilder stammen manchmal aus dem Netz, oder es sind Fotos von Redaktionsmitgliedern. Die Grafiken und die Titelseiten der Zeitschriftenausgaben und unser Logo – der Rollator mit den roten Stöckelschuhen – stammen von Rainer Zenz. Die Idee dazu hatte ich. Denn unser Markenzeichen repräsentiert genau das, was wir wollen. Nicht mogeln, denn es gibt viele Einschränkungen, wenn Sie alt werden. Daher der Rollator, doch die roten Stöckelschuhe stehen für: Es geht noch ein bisschen los.

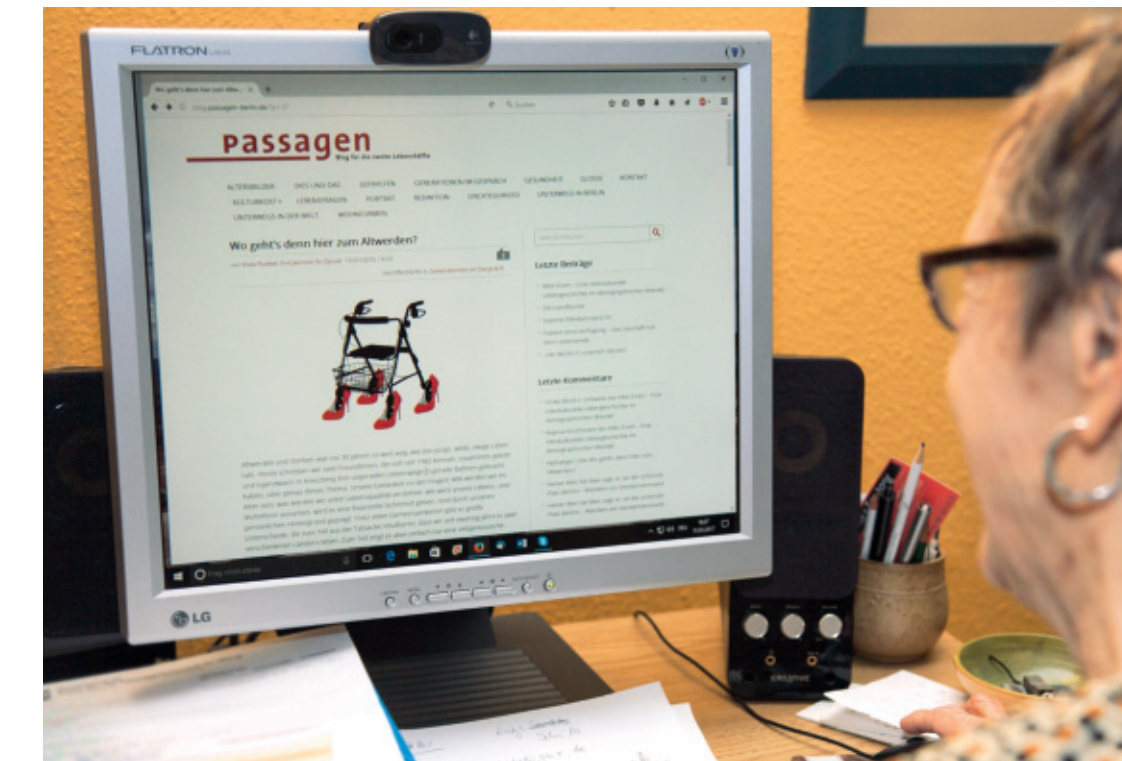
Warum bleiben Sie dabei? Ja, weil mir das einfach ein Anliegen ist, diese „neuen Alten“ zu präsentieren. Und ich recherchiere und schreibe gerne zu unterschiedlichen Themen. In unserer Redaktion ist es so: Die Mehrzahl der Leute, die neu zu uns kommen, wollen schreiben.



Ich fände es toll, wenn mal jemand zu uns käme, der regelmäßig was für die „Passagen“ auf Facebook posten könnte. Oder wenn sich jemanden für den Vertrieb oder die Finanzen finden würde.

Gab es irgendwelche negativen Erlebnisse im Zusammenhang mit Ihrem Ehrenamt? Auch beim Ehrenamt kann sich Konkurrenz abspielen. Da muss man eben gucken, ob man damit leben will oder nicht.

Was hat Sie nachhaltig beeindruckt? Das Buch von dem Ulrich Schnabel über die „Muße“ (Muße. Das Glück des Nichtstuns, 2010). Der Autor ist ein Wissenschaftsjournalist, der sich dem



Thema von allen Richtungen her nähert: von der Philosophie, der Soziologie und der Hirnforschung. Wie er das Thema Muße behandelt hat, das finde ich großartig.

Schlussbemerkung: Wir sind nach dem Interview noch bei einer Tasse Tee sitzen geblieben. Es gibt so vieles, was uns an ihr interessiert. Dorothee R.s Engagement für Ruanda, ihre Einstellung zur deutschen Erinnerungskultur und ihre Lebensphilosophie. Sie zeigt uns den ungewöhnlichen Blick von ihrer Terrasse über die Dächer von Neukölln bis zum Potsdamer Platz. Ein paar Tage später nehmen wir an der aktuellen Redaktions Sitzung von „Passagen“ teil, die Dorothee R. leitet. www.passagen-berlin.de



Der Tod ist mein Lebensthema

Barbara I., geboren 1946 in Flensburg,
seit 1963 in Berlin
Hospizhelferin

Barbara I. wurde 1946 als ältestes Kind in Flensburg geboren. Ihre Eltern lernten sich 1943 in einer Ausbildungsstätte für Gewerbelehrer in der Nähe vom Anhalter Bahnhof kennen. Ihr Vater, der aus Stettin stammte, zog, um eine Ausbildung zu machen, nach Berlin. Wegen einer Verletzung, die er sich als Soldat am Anfang des Krieges zugezogen hatte, musste er beruflich umsatteln. Im Frühjahr 1945 erhielt der Vater gleich nach seinem Examen als Lehrer ein Angebot von einer Schule in Flensburg. Mit einem der letzten Züge gelang es ihren Eltern, aus dem brennenden Berlin herauszukommen. Zurück blieben die Eltern ihrer Mutter Evamarie I., die sich 1930 ein Haus in Steglitz gekauft hatten. So wuchs Barbara I. in Flensburg auf und bekam hintereinander drei Schwestern. 1963 zog die Familie zurück nach Berlin. Nach ihrem Abitur studierte sie zunächst Mathematik und Physik auf Lehramt. Kurzerhand brach sie ihr Studium ab und entschied sich dafür, einen medizinischen Beruf zu ergreifen. Die Ausbildung als medizinisch-technische Assistentin (MTA) machte ihr großen Spaß, sie bestand die Abschlussprüfung mit einer Eins. Bald lernte sie einen Mathematiker kennen und heiratete ihn kurz darauf. Das frisch vermählte Paar zog 1970 nach Aachen, da ihr Mann dort eine Assistentenstelle antrat. Nach sieben Jahren ging die Ehe in die Brüche, das kinderlose Paar ließ sich scheiden. Daraufhin zog Barbara I. um und arbeitete über 20 Jahre lang als MTA im Bereich der Forschung. Doch dann hatte sie einen schweren Fahrradunfall, der ihr Leben verändern sollte. Noch in der Klinik beschloss sie, zu ihrer Familie nach Berlin zu ziehen. Vor dem Umzug zog sie sich während ihrer Arbeit eine schwere Verletzung an der Hand zu, woraufhin ihr Chef sie mit Anfang 50 in den Ruhestand schicken wollte. Doch da trat sie die Flucht nach vorne an, sie studierte das Buch „Krankheit als Weg“ von Thorwald Dethlefsen und entschied sich 1999 für eine Ausbildung als Reinkarnationstherapeutin. Außerdem widmet sie sich bis heute intensiv der Astrologie. 2000 kündigte sie ihre Stelle in Aachen und zog in das Haus ihrer Großeltern nach Steglitz. Hier wohnt sie mit ihrer 94-jährigen Mutter und ihrer jüngsten Schwester unter einem Dach. Kaum zurück in Berlin, passierte ihr wieder ein schwerer Unfall: Sie wurde auf dem Fahrrad von einem Auto angefahren. Bein und Schulter waren gebrochen, und es gab Komplikationen bei der Heilung. Trotz ihrer Unfälle lässt sie sich nicht davon abbringen, weiter aufs Fahrrad zu steigen. Aufgrund der Operationen war Barbara I. lange Zeit stark eingeschränkt und musste ihre bereits begonnene Heilpraktiker-Ausbildung abbrechen. Später ließ sie sich stattdessen als Psycho-Heilpraktikerin ausbilden. Als sie 2011 in Rente ging, entschied Barbara I. sich dafür, ehrenamtlich als Hospizhelferin zu arbeiten.



Wie kamen Sie zu Ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit? Der Ursprung liegt in meiner Kindheit. Ich habe als Neunjährige erlebt, wie meine Großmutter gestorben ist. In dieser Zeit wohnten wir noch in Flensburg, und es war abzusehen, dass meine Großmutter bald sterben würde. Daher fuhren wir nach Berlin.

Meine Mutter nahm mich mit ins Westend-Krankenhaus, und ich kann heute noch die S-Bahn-Stationen aufsagen, an denen wir auf dem Weg dorthin vorbeifuhren. Im selben Zimmer neben meiner Großmutter lag eine junge Frau, gerade mal 18 Jahre alt, die Knochenkrebs hatte. Da dachte ich bei mir: „Das ist so erbärmlich, wie die Menschen hier zu dritt in einem Zimmer liegen müssen, die bald sterben.“ Dieses Erlebnis hat mich tief bewegt und nachhaltig geprägt.



Auch als Erwachsene erlebte ich im Wenckebach-Krankenhaus etwas Ähnliches. Da lag ich mit sechs Frauen in einem Zimmer, und in der Nacht starb plötzlich eine Dame. Sie wurde vom Personal einfach rausgeschoben, ohne ein Wort, zack und weg.

Erfahrungen dieser Art musste ich auch in einem Aachener Krankenhaus machen. Als medizinisch-technische Assistentin (MTA) ging man zu dieser Zeit regelmäßig auf die Stationen und nahm den Patienten Blut ab.

Ich ging also zu einem Patienten, wollte ihm Blut abnehmen und sehe, dass der tot ist. Keiner hatte mir gesagt, dass derjenige gerade gestorben war, das fand ich furchtbar. Oder die Tatsache, dass man noch todkranke Patienten mit Blutabnahmen und Ähnlichem bis zuletzt quält.

Wo sind Sie Hospizhelferin geworden? Ende 2002 wollte ich einen Kurs zur Hospizhelferin in Steglitz anfangen, doch der war schon voll. Also begann ich damit in Wannsee. Dort sind die Zimmer ebenerdig, so dass die Patienten auf die Terrasse gehen können, das ist natürlich wunderbar. Mit dem Einverständnis der Hospizleitung in Wannsee bin ich später nach Steglitz in eine alte Villa in der Kantstraße gewechselt. Das Hospiz ist nur 500 Meter von meiner Wohnung entfernt. In Wannsee und in Steglitz gibt es je 16 Betten.

Sie sind selber dem Tod knapp von der Schippe gesprungen? Das war während meiner Tätigkeit als Hospizhelferin. Ich lag zwei Wochen auf der Intensivstation und hatte ein absolutes Naderlebnis, so wie es im Buche steht. Aber ich kam wieder zurück, weil mir eine Stimme sagte: „Du hast hier noch eine Aufgabe.“ Ich brauchte lange, ehe ich darüber hinwegkam und wieder gesund wurde, fast ein Jahr. Dieses Jahr hatte einen Grund, denn von den Ärzten wurde mir diagnostiziert: „Wenn ein Jahr vorbei ist, sind Sie aus dem Schneider. Dann passiert nichts mehr.“ So hing immer ein Schwert über meinem Kopf, und ich hatte Angst: „Mensch, vielleicht kommt noch mal was.“ Am Ende ging ich zu einer Kontrolluntersuchung bei einem Experten, der mich auch operiert hatte. Erst von da an war ich mir sicher: „So, ich bleibe hier, jetzt ist alles gut.“



Was sind Ihre Aufgaben in einem Hospiz? 2004 bin ich voll in die Hospizarbeit eingestiegen. Dabei bin ich ganz unregelmäßig im Einsatz. Eine Zeit lang war ich die Kandidatin für die schnellen Einsätze. Das heißt, wenn jemand im Sterben lag, wurde ich angerufen: „Kannst du da mal hinfahren? Derjenige ist jetzt so weit.“ Ich fuhr dann zu dem Patienten und begleitete denjenigen zu Hause oder im Hospiz: Ich beruhige sie, lese etwas vor oder bin einfach für sie da. In einem Jahr hatte ich 15 Begleitungen, das waren immer Notfallgeschichten. Das geht insofern leichter, weil man den Menschen nur einmal sieht, bevor er stirbt.

Welche negativen Erfahrungen haben Sie mit Ihrem Ehrenamt gemacht? Meine längste Sterbebegleitung war anderthalb Jahre, das war eine Dame, die in einem Pflegeheim wohnte. Mit ihr hatte ich ein echtes Problem. Als ich sie kennenlernte, da war sie dem Tod sehr nahe. Doch dann ging es ihr zusehends besser, und ich hatte Mühe, mich abzugrenzen. Sie verhielt sich frei nach dem Motto: „Reicht man ihr den kleinen Finger, nimmt sie gleich die ganze Hand.“ Damit fingen meine

Schwierigkeiten an, und bei meinem letzten Besuch kündigte ich ihr an: „Es kommt noch jemand anders, weil mir das alleine zu viel wird.“ Darüber war sie sehr erbost. Doch ich konnte ihre vielen Wünsche einfach nicht erfüllen, weil ich kein Auto zur Verfügung hatte. Sie wollte am liebsten ins KaDeWe fahren, einkaufen und Ähnliches.

Und was sind Ihre positiven Erfahrungen als Hospizhelferin? Ich hatte ein Erlebnis in einem Pflegeheim in der Lutherstraße, welches mich ganz besonders berührt hat. Ich betreute eine Dame, die offensichtlich sterbend war. Dreimal besuchte ich sie und hörte dann einen inneren Ruf: „Du musst da jetzt hin.“ Dieses Gefühl hatte ich bei meinen Begleitungen schon mehrmals. Als ich ankam, saß am Bett der Sterbenden ihr 16-jähriger Enkel. Da begleitete ich erst einmal den Enkel. Er fragte mich ganz ängstlich: „Wie lange dauert es denn jetzt noch?“ Ich antwortete: „Das kann ich nicht sagen. Aber du kannst deine Oma jetzt ruhig mal in den Arm nehmen.“ Und das tat er auch, seine Oma ist dann quasi in seinen Armen gestorben. Ich empfand das als ein ganz wunderbares Erlebnis!

Tauschen Sie Ihre Erfahrungen mit anderen Hospizhelfern aus? Wir haben eine Supervisionsgruppe im Hospiz, da gehen wir einmal im Monat hin. Die Teilnahme an der Supervision ist in jedem Falle Pflicht, weil es für die Hospizhelfer wichtig ist, sich auszutauschen. Organisiert wird die Supervisionsgruppe von der Hospizleitung. Jeder, der ein Anliegen hat, kann das vortragen, und dann wird darüber gesprochen. Unser letztes freiwilliges Mitarbeitertreffen im Hospiz fiel auf meinen Geburtstag. Da ich an dem Abend weiter nichts vorhatte, lud ich meine Kollegen hinterher noch zum Italiener ein. Außerdem treffen wir uns manchmal zu einem Stammtisch. Doch in dieser Runde ist für alle ausdrücklich klar, dass wir nicht über das Hospiz sprechen, sondern uns einfach unterhalten.

Sind Sie religiös? Ja, und viele verstehen nicht, dass ich das mit meiner spirituellen Überzeugung als Reinkarnationstherapeutin, Psycho-Heilpraktikerin und Astrologin unter einen Hut bringen kann. Aber ich sehe da überhaupt keinen Widerspruch. Seit ich Astrologin bin, weiß ich, dass der Tod mein Lebensthema ist.

Was machen Sie als Ausgleich in Ihrer Freizeit? Ich fahre gerne mit dem Fahrrad durch den Stadtpark, das ist das Schönste. Und das trotz allem, was mir bisher an Unfällen passiert ist. Außerdem ist klassische Musik meine Leidenschaft: die Oper. Am liebsten höre ich Wagner. Ich bin schon in jungen Jahren oft in die Oper gegangen. Ich brauche nur an Stücke zu denken, dann habe ich die im Ohr. Meine Favoriten sind neben Wagner auch Gustav Mahler und Richard Strauss. Erst letzte Woche habe ich „Ariadne auf Naxos“ gesehen in der Inszenierung von Hans Neuenfels. Außerdem stehe ich selber auf der Bühne, ich bin Mitglied im Ensemble vom „Theater der Erfahrungen“, wir sind gerade von einem Gastauftritt in Bremen zurückgekommen.

Schlussbemerkung: Wir besuchen Barbara I. in ihrer Altbauwohnung, in der sie alleine lebt. In den Regalen stehen viele Bücher über Astrologie und Esoterik, vor dem Fenster schillern Bergkristalle. Gut gelaunt und aufgeschlossen zeigt sie uns ihre reiche Sammlung klassischer Musik. Anschließend lernen wir zwei Treppen tiefer ihre Mutter Evamarie I. und ihre jüngste Schwester Elisabeth kennen, die beiden anderen Schwestern wohnen außerhalb von Berlin.



Das Ehrenamt kommt zu einem selbst

Ingrid L., geboren 1943 in Berlin-Hohenschönhausen, aufgewachsen in Ostberlin
Patientenfürsprecherin

Ingrid L. wurde 1943 in Berlin-Hohenschönhausen geboren. Schon lange ist ihr bewusst, wie schön ihre Kindheit trotz Nachkriegszeit war. Mit den Eltern und drei Geschwistern lebte sie in einer kleinen Zweizimmerwohnung mit Bad. Sie erinnert sich: „Bei uns zu Hause wurde erst viel gesungen, später viel Musik gehört. Unsere Wohnung lag in einer Siedlung mit viel Grün am Stadtrand.“ Sie hatte viele Freundschaften und gehörte einer größeren Mädchengruppe an. Sie spielten viel draußen und hatten sogar ein Kinderbad mit großer Liegewiese, Gartenkolonien und Rieselfeldern. Dort holten sie sich heimlich Äpfel, Birnen, Tomaten und Mais. 1947 kam ihr Vater aus russischer Kriegsgefangenschaft. Er war sehr dünn und wollte sie streicheln, aber er blieb ihr sehr fremd. „Es war ein großes Glück, dass unsere Familie wieder einen unverletzten Vater hatte und dass der Krieg mit seinem Elend nun endlich vorbei war.“ Zu Hause hatte ihr Vater bald wieder das Sagen. Nägel in die Wand schlagen, das musste ihre Mutter, doch ab 1953 war auch sie berufstätig.

Ingrid L. zog später mit ihrer eigenen Familie ganz in die Nähe ihres Elternhauses. Mit 18 Jahren lernte sie ihren Mann kennen. Im August 1961 standen sie an der Warschauer Straße und beobachteten mit Sorge den Bau der Mauer.

Bald nach der Geburt ihres ersten Kindes kam das zweite zur Welt. Doch die Ehe ging in die Brüche, als Ingrid L. 24 Jahre alt war. Sie zog nach der Scheidung ihre beiden Kinder groß und machte ihr Examen als Krankenschwester im Krankenhaus Friedrichshain. Sie bewarb sich in der Psychiatrie und arbeitete als Krankenschwester auf unterschiedlichen Stationen. Da ihre Kinder schulpflichtig wurden, gestaltete sich der Schichtdienst immer schwieriger. Deshalb machte sie eine berufsbegleitende Ausbildung und war dann über dreizehn Jahre in ihrem Krankenhaus Fürsorgerin. Sie sagt, das war eine sehr spannende Zeit in ihrem Berufsleben, denn Patienten, die über Jahre in der Psychiatrie verwahrt wurden, konnten durch neue Therapien auf eine Entlassung vorbereitet werden. Dazu gehörte Alltagstraining, unter anderem auch durch eine Fürsorgerin. Von 1971 bis 1981 konnten dadurch viele ihr sehr vertraute Patienten in eine eigene Wohnung entlassen werden und ein selbständiges Leben führen.

Ingrid L. kehrte 1984 in ihren Schwesternberuf zurück. 1989 hörte sie mit Erstaunen vom Fall der Berliner Mauer. Zu diesem Zeitpunkt leitete sie in ihrem Krankenhaus als Oberschwester eine psychiatrische Abteilung und übernahm Aufgaben im neuen Behandlungszentrum für geistig behinderte Erwachsene. Das Rentenalter begann für sie 2005. Ihre vielfältige Berufserfahrung war eine gute Voraussetzung für ihr späteres ehrenamtliches Engagement als Patientenfürsprecherin.



Welche Motivation hatten Sie, ehrenamtliche Patientenfürsprecherin zu werden? In meinem Beruf konnte ich nie nur auf Seiten der Patienten stehen. Das aber wollte ich, und genauso empfand ich die Funktion „Patientenfürsprecher“. In unserem Krankenhaus war die Patientenfürsprecherin aktiv beteiligt, als nach der Wende die großen psychiatrischen Krankenhäuser in Ost und West abgeschafft wurden.

Wie erlebten Sie Ihren Renteneinstieg? Ich jubelte, jetzt kommen die schönen Seiten des Lebens, Ruhen, Nichtstun, Reisen.

Wie kamen Sie zu Ihrem Ehrenamt? Nach zwei Jahren hatte ich genug von der Ruhe. Ich erinnere mich an eine Ordensschwester, die gefragt wurde, wie sie zu ihrem Ehrenamt gekommen sei. Sie sagte: „Das Ehrenamt kommt zu einem selbst“, das hat mich sehr berührt, denn so war es auch bei mir. Ich las zufällig im Internet in einer Pressemitteilung, das Auguste-Viktoria-Klinikum (AVK) in Schöneberg sucht eine Patientenfürsprecherin für die Psychiatrie. Obwohl mir der Westen Berlins schon sehr vertraut war, wusste ich bis dahin nicht, wo das AVK liegt.

Ich fuhr hin und stellte irgendwo mein Auto ab, bin im Dunkeln auf das Krankenhausgelände und ging immer der Nase nach. Ich blieb vor einem Gebäude stehen und dachte, hier könnte die Psychiatrie sein, da gehste mal rein. Links war es hell erleuchtet und ein Schild mit der Aufschrift: Psychiatrische Institutsambulanz. Na, denke ich, guckste mal rechts. Dort fand ich eine Tür mit einem Zettel: Patientenfürsprecherin.

Das war wie ein Wink des Schicksals, und ich wurde aktiv. Bewerbung schreiben, die Wahl durch die Bezirksverordnetenversammlung bestehen, das alles geschah innerhalb von drei Monaten.

Was ist Ihre Aufgabe als Patientenfürsprecherin? Wir halten im Krankenhaus Sprechstunden ab und prüfen Anregungen und Beschwerden zur Krankenhausversorgung.

Sie sind zuständig für die Beschwerden der Patienten? Nein. Jedes Krankenhaus hat professionelle Mitarbeiter für das Beschwerdemanagement. Aber es gibt Patienten, die diesen offiziellen Weg nicht wollen, die in uns ihre Vertrauensperson sehen.

Wie können wir uns Ihren ehrenamtlichen Tag vorstellen? Montags bin ich ab 16.00 Uhr im AVK, mittwochs ab 15.00 Uhr im St. Joseph Krankenhaus. Die meiste Zeit meiner Sprechstunde bin ich auf den Stationen. Ich gehe gerne zu den Patienten, die mich gerufen haben. Ich habe Zeit zum Zuhören. Als Rückmeldung kommt dann: „Ach, war das schön, dass ich Ihnen das mal erzählen konnte. Eigentlich ist es ja gar nicht so schlimm.“

Welche Erfahrungen haben Sie mit Ihrem Ehrenamt gemacht? Die wichtigste Erfahrung war für mich, dass Patienten oftmals gar nicht wissen, dass es eine Patientenfürsprecherin gibt. Deshalb suche ich auch das Gespräch, um dieses Ehrenamt bekannter zu machen. In der Psychiatrie im AVK lehnten mich Patienten auch ab, andere wollten immer wieder Kontakt.

Sie sprechen sehr offen mit mir über ihre Probleme: Sie fühlen sich benachteiligt, sie sind ja tagsüber nicht im Bett, und haben nur einen Aufenthaltsraum für ihren Stationsalltag. Sie kennen aber auf

anderen Stationen moderne Krankenzimmer mit Fernsehapparat am Bett.

Im St. Joseph Krankenhaus bin ich seit 2011. Da kam es schon vor, dass ein Pfleger sagte: „Frau Liebig, wie lange wollen Sie das denn noch machen?“ Wir begegnen uns offen und herzlich, ich fühle mich immer willkommen. Dort sind es die Kümernisse des Alltags, hier ein unfreundlicher Ton, da eine plötzliche Verlegung oder wieder eine Terminverschiebung. In beiden Krankenhäusern klagen die Patienten über zu wenig Fachpersonal.

Mein Ehrenamt nehme ich gerne wahr und stelle immer wieder fest, wie wichtig es ist.

Was konnten Sie im Rahmen Ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit im Bezirk erreichen?

Wir haben beim Bezirksamt in der Abteilung Gesundheit einen Ansprechpartner: Werner Freese. Er hilft, wenn wir Unterstützung benötigen, und wir treffen uns mit ihm und der Stadträtin Sibyll Klotz einmal im Jahr. Wir haben auch eine Informationsrunde mit dem Gesundheitsausschuss der BVV. Hier berichten wir jährlich über unsere Erfahrungen. Davor übergeben wir einen Jahresbericht, der auch online gestellt wird. Vor zwei Jahren fragte ich nach den Schlussfolgerungen. Sie hören und lesen unsere Berichte, einige haben fleißig mitgeschrieben, sie haben geklatscht, gelobt, und das sehr freundlich. Doch sehr viel wichtiger wäre mir, wenn ich erfahren würde, was sie eigentlich tun, damit die erwähnten Probleme weniger werden, wie Sie z. B. Einfluss nehmen, damit sich die Räumlichkeiten in der Psychiatrie verbessern. In diesem Gespräch wurden die begrenzten Möglichkeiten des Bezirksamtes deutlich.

Zum Abschluss meiner Tätigkeit erfuhr ich, dass im AVK 2016 Baubeginn war, ein Neubau für die Psychiatrie wird etwa 2023 erfolgen.

Gibt es auch Treffen mit anderen Patientenfürsprechern? Ja, wir treffen uns zu Fortbildungen und zum Erfahrungsaustausch im Arbeitskreis und im Stammtisch der Patientenfürsprecher der Psychiatrie. Wir haben fast jeden Monat einen Termin. Der Gesundheitsminister lädt einmal im Jahr zum „Tag der Patientenfürsprecher“ ein. Da gibt's Vorträge, Lob und ein leckeres Buffet.

Wie sieht Ihre Familie die ehrenamtliche Tätigkeit? Sie finden es gut, dass ich ab Mai 2017 ein Krankenhaus abgeben werde.



Was machen Sie in Ihrer Freizeit? Ich bin viel und gerne unterwegs, oft auch mit der Familie. Ich freue mich, wenn meine Kraft ausreicht, um meine beiden Urenkel übers Wochenende zu mir zu nehmen. Beide zusammen sind wie Dynamit, so sagt auch mein kubanischer Schwiegersohn. Als Urgroßmutter bin ich dann sehr gerne nur für die Kinder da.

**Patientenfürsprecherin
Ingrid Liebig**

Vertritt Ihre Interessen

Ingrid Liebig kümmert sich ehrenamtlich um die Anliegen der Patienten im St. Joseph Krankenhaus. **Sie ist keine Mitarbeiterin.** Sie können sich direkt mit Wünschen, Anregungen oder Kritik an sie wenden. Sie vertritt die Interessen der Patienten gegenüber den Verantwortlichen des Hauses. Als unabhängige Patientenfürsprecherin wurde Ingrid Liebig zum 1. Mai 2017 von der Bezirksverordnetenversammlung Tempelhof-Schöneberg gewählt. Sie ist nicht weisungsgebunden und unterliegt der absoluten Schweigepflicht.

Kontakt:

Die Patientenfürsprecherin besucht die Stationen mittwochs von 15 bis 16.30 Uhr und ist danach bis 17 Uhr in ihrem Büro erreichbar: Altbau, 2. Etage, gegenüber Station 21. Außerhalb der Sprechstunden: Das Telefon (7882 2689) hat einen Anrufbeantworter
E-mail : pat@st.joseph.tempelhof@berlin.de



Schlussbemerkung: Als wir Ingrid L. in ihrer Treptower Wohnung besuchen wollen, fällt eine S-Bahn aus, und wir kommen zu spät. Im Wohnzimmer erwartet uns selbstgemachter Obstsalat, Kaffee und Kuchen. Auf unser Gespräch hat sich Frau L. intensiv vorbereitet, sie ließ sich von uns vorab den Fragebogen zuschicken und spielt uns zuerst ihre Antworten auf dem Smartphone vor. Was folgt, ist ein spannendes Interview mit ihr, in dem wir vieles aus dem Bereich der Psychiatrie und über ihre Berufserfahrung in der DDR hören.



Ich war ja mit der Kirche verheiratet

Karl-Heinz K., geboren 1941 in Eisleben,
lebt seit 1990 in Berlin
Katholischer Gottesdienstbeauftragter

Geboren ist **Karl-Heinz K.** 1941 in der Lutherstadt Eisleben. Sein erster Vorname Karl erinnert an seinen Großvater, der bis heute sein Vorbild ist. Er war Tankstellenbesitzer, der wegen der drohenden Kollektivierung die DDR 1952 verlassen musste. In einer Garagengemeinschaft fand der Großvater eine Beschäftigung in Schöneberg in Westberlin. Vor dem Bau der Mauer besuchte Karl-Heinz K. seinen Großvater regelmäßig in den Ferien und packte schon als Zwölfjähriger bei der Pflege und Wartung der PKWs mit an. Sein Lieblingsauto war ein Borgward Isabella. Sein Vater Heinz stammte aus einer streng katholischen Familie aus dem niederschlesischen Schweidnitz. Von Beruf war er Kaufmann. Im Zweiten Weltkrieg war er Bordfunker auf einer „Ju“. 1946 kam er aus englischer Gefangenschaft zurück und kümmerte sich um seine Eltern. Karl-Heinz K.s Mutter arbeitete als Buchhalterin, bestand schon mit 17 Jahren ihren Führerschein und fuhr einen Hanomag.

1956 musste Karl-Heinz K. nach der achten Klasse die Schule in Eisleben verlassen, da er nicht an der obligatorischen Jugendweihe teilnahm. Im nahegelegenen Kyffhäuser ging er als Forstfacharbeiter in die Lehre. Im Ost-Harz war er anschließend vom Langholztransport bis zur Leitung einer Frauenbrigade in der Anpflanzung zuständig. Ab 1959 arbeitete er als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Forstinstitut in Weimar. In mehreren Forstbetrieben Thüringens erarbeitete er mit seiner Arbeitsgruppe Richtlinien für einen naturnahen Mischwaldbestand. Um studieren zu können, meldete er sich 1960 zum „freiwilligen Ehrendienst“ bei der NVA (Nationale Volksarmee) in Wolfen. Nach zwei Jahren Dienst konnte er an der Martin-Luther-Universität in Halle an der Saale studieren und schloss sein Studium als Diplompädagoge für Biologie und Chemie ab. Während des Studiums heiratete er seine Frau Marie-Luise. 1968 arbeiteten beide in der Altmark und bekamen einen Sohn und eine Tochter. In seiner Freizeit engagierte er sich ehrenamtlich in der katholischen Kirche. Doch das gefiel seinem neuen Schuldirektor nicht. Er forderte ihn auf, in die SED einzutreten und aus der Kirche auszutreten. Doch vergeblich, stattdessen ging er als Fachschullehrer an die Betriebsakademie in Stendal. Darüber hinaus machte er über ein Fernstudium seinen Abschluss als Agraringenieur. Doch die Betriebsakademie wurde nach der Wende abgewickelt. Daraufhin nahm er das Angebot aus Berlin an, als Küster in der Sankt-Matthias-Kirche in Schöneberg zu arbeiten. Nach 13 Dienstjahren, ein Jahr vor seiner Rente, wurde seine Stelle eingespart. Damit verlor er auch die Dienstwohnung und zog mit 65 Jahren nach Lichtenrade. Seitdem engagiert er sich ehrenamtlich: im Bereich Naturschutz, unter anderem im Umweltamt Pankow und im Freizeitpark Marienfelde und als Gottesdienstbeauftragter.



Was ist ein Gottesdienstbeauftragter? Wenn kein katholischer Pfarrer vor Ort ist, um einen Gottesdienst (Heilige Messe) abzuhalten, übernimmt ein ausgebildeter Gottesdienstbeauftragter den Wortgottesdienst ohne Wandlung (Abendmahl), doch mit der Austeilung vorher geweihter Hostien. Früher nannte sich dieses Amt Kommunionshelfer, weil er dem Pfarrer während der Messe bei der Austeilung der Kommunion half.

Als ich im Bezirk Schöneberg als Gottesdienstbeauftragter anfang, hielt ich jeden Mittwochabend ein zwanzigminütiges Friedensgebet mit Fürbitten, dem Vaterunser und zwei bis drei Liedern ab. Im Amt als Gottesdienstbeauftragter trage ich einen schwarzen Talar und ein weißes Rochett. So gehe ich regelmäßig in die St. Fidelis-Kirche, die auf dem Friedhof der Gemeinde der St. Matthias-



Kirche am Insulaner in der Röblingstraße liegt. Da feiern wir jeden ersten Montag im Monat eine Gedenkmesse für die Verstorbenen (Monatsamt). Dabei sind wir zu dritt. Zwei Ministranten arbeiten dem Pfarrer zu. Gemeinsam mit dem Pfarrer Dieter S. sind wir so was wie ein richtiges Kollektiv. Der Pfarrer ist inzwischen auch schon über 80, aber zusammen meistern wir das.

Wie sind Sie zu diesem Ehrenamt gekommen? Meine schlesischen Großeltern sind jeden Morgen um 6 Uhr früh zur Wochentagsmesse gegangen und nahmen mich schon als Vorschulkind mit. Die Messe wurde fast ausschließlich in Latein zelebriert, das war für mich mehr zum Abgewöhnen als erbaulich. Als Neunjähriger besuchte ich den Kommunionunterricht, der mit einer Strichliste

streng organisiert wurde. Wenn um 7 Uhr die Wochentagsmesse zu Ende ging, sind wir oft um elf in der Schule eingeschlafen.

Meine evangelische Großmutter mütterlicherseits ist der eigentliche Grund für meine Liebe zur Kirche. Anders als der Rest der Familie nahm sie mich schon als Kind mit zu evangelischen Andachten in Eisleben. So bin ich ökumenisch erzogen worden, da stand der Begriff noch längst nicht im Duden. In der Gemeinde lernte ich sogar Pastor Martin Niemöller kennen, von dem ich den Satz bis heute im Ohr hab: „Wenn wir Christen vor und im Zweiten Weltkrieg zusammengehalten hätten, wäre uns vieles erspart geblieben.“

Ich war ja mit der Kirche verheiratet, davon hab ich mich auch in der DDR nicht abbringen lassen. Im Gegenteil, seit Anfang der achtziger Jahre pendelte ich an den Wochenenden von Stendal nach Magdeburg, um an den Pastorkursen von Bischof Leo Nowak teilzunehmen. Unser Pastorkurs überlebte sogar die Wende. 1992 bin auch ich bald nach Berlin umgezogen, weil es bei uns keine Arbeit mehr gab. In Berlin angekommen, übernahm ich zweimal vier Wochen die Küstervertretung. Da ist man Mädchen für alles, nur um den Blumenschmuck musste ich mich nicht kümmern. An der Domschule in Freising wurde ich 1993 zum bayrischen Messner (Küster) ausgebildet.



Haben Sie Kontakt zu anderen Ehrenamtlichen? Ja! Eine Frau von der Sozialkommission hat mal ein Treffen in ihrer Wohnung gemacht, das hat uns sehr gut gefallen. Und da haben wir uns Ehrenamtliche ein bisschen beschnuppert. Seit zwei Jahren treffen wir uns einmal im Monat zu einem Stammtisch und tauschen Erfahrungen aus. Und einmal im Jahr findet unsere Ehrenamtsfeier statt, dort bin ich für mein zehnjähriges Jubiläum mit einer Urkunde ausgezeichnet worden.

Wo sind Sie noch aktiv? Seit 2006 habe ich in Lichtenrade den Senioreng Geburtstagsdienst übernommen, doch inzwischen bin ich nach Marienfelde gewechselt. In Lichtenrade hatte ich manchmal im Monat zehn Geburtstagsbesuche, da leben unheimlich viele alte Menschen. In Marienfelde sind es dagegen weniger, im Schnitt drei bis vier. Außerdem konnten der Ranger Björn Lindner und ich 2007 den Freizeitpark Marienfelde wiedereröffnen, der einige Jahre gesperrt war. Als Forstbotaniker dokumentierte ich den aktuellen Pflanzenbestand.

Und ich biete einmal in der Woche vom Bezirk Tempelhof aus eine ehrenamtliche Wanderung an, immer mittwochs von 10 bis 12 Uhr. Wir treffen uns zum Beispiel am S-Bahnhof Grunewald, laufen eine Stunde lang, und dabei erzähle ich was über botanische und geologische Besonderheiten. Nach zwei Stunden müssen wir an einer Bushaltestelle landen, damit alle wieder nach Hause kommen. Die Wanderung ist ohne Anmeldung: Wer kommt, der kommt. Die Gruppe existiert seit über 20 Jahren. Das mache ich, bis ich nicht mehr laufen kann! (Er haut mit der Hand auf den Tisch)

Welche Erfahrungen haben Sie mit Ihrem Ehrenamt gemacht? Bei „Kirchens“ gibt es keine Konkurrenz. Das Amt in der Salvatorkirche und die Arbeit in der Mater Dolorosa Kirche in Lankwitz macht mir große Freude. Auch unsere Wandergruppe muss ich wirklich loben, das sind freudige, aufgeschlossene Leute, die da mitmachen. Nach einer schönen Wanderung kommt von der Gruppe oft das Lob: „Ja, das müssen wir mal wieder machen.“ Darauf antworte ich: „Ich hab für meine langjährige Arbeit bei ‚Kirchens‘ mit Petrus einen mündlichen Vertrag geschlossen. Schriftlich macht er nichts, der mündliche Vertrag ist: Wenn wir wandern gehen, gibt es meistens Sonnenschein.“

Wie empfinden Sie das Alter? Ich bleibe geistig und körperlich fit, das ist mir das Wichtigste. Es gibt ein biologisches und ein chronologisches Alter. Das chronologische steht im Ausweis, das biologische Alter kann jeder nach seinem Gutdünken gestalten. Auch da ist wieder mein Großvater ein großes Vorbild für mich, der ist erst mit 90 Jahren in Berlin gestorben.

Wie viel Zeit verwenden Sie für Ihr Ehrenamt? Ich habe schon Wochen erlebt mit 35 Stunden, das ist sehr viel. Da muss ich alles ganz genau planen, in den Computer eingeben und prüfen. Und dennoch gibt es für mich nichts Besseres als meine Ämter. Dazu fällt mir der Sinnspruch ein: „Ich gehe ein Stück mit dir, ich höre dir zu.“

Was machen Sie in Ihrer Freizeit? Ich liebe Oper und Theater, aber aus zeitlichen Gründen gucke ich mir das im Augenblick eher im Fernsehen an. Meine Frau arbeitete lange als Hebamme, sie ist als Rentnerin auch ehrenamtlich aktiv. Unser Sohn und unsere Tochter leben beide in Berlin. Wir haben ein Enkelkind, das 13 Jahre alt ist. Unsere Tochter spielt im „Jungen Ensemble Berlin“ Trompete und Saxophon, und wir besuchen jedes ihrer Konzerte.

Schlussbemerkung: Wir treffen uns mit Karl-Heinz K. in der Seniorenfreizeitstätte 50+ „Eduard Bernoth“ in Marienfelde. Hier sind wir froh, einen ruhigen Raum zu bekommen, denn schon am Vormittag laufen mehrere gut besuchte Kurse parallel. Herr K. berichtet auf den Punkt genau über sein Leben. Besonders beeindruckend ist, dass er sich trotz vehementer Widerstände seitens der DDR vom Forstarbeiter zum Diplom-Agrar-Ingenieur hochgearbeitet hat. Als wir Karl-Heinz K. ein zweites Mal im Rahmen seines Ehrenamtes in der Tempelhofer St. Fidelis-Kirche zum Fototermin treffen, ist er deutlich ernster und zeigt sich von einer anderen Seite. Die Gläubigen betreten langsam die Kirche, und nach ein paar Aufnahmen gibt er uns zu verstehen, dass die Kirchgänger ungestört bleiben sollen. Die Andacht beginnt.



Ich kümmere mich um die, die von der Gesellschaft so gerne geduzt werden.

Karoline D., geboren 1941 in Berlin, lebte im hessischen Alsfeld, zog 2004 zurück nach Berlin
Seniorenvertreterin Tempelhof-Schöneberg

Karoline D. kam mitten im Krieg im Dezember 1941 zur Welt. Sie ist das jüngste von vier Kindern, ihr Elternhaus in Berlin-Steglitz hat den Krieg überstanden. Ihr Vater arbeitete als Antiquar und handelte mit Autographen, ihre Mutter war gelernte Krankenschwester. Ihr erstes Wort war nicht „Mutti“, sondern „Keller“, denn in den Keller mussten sie fast jede Nacht. Während ihre Geschwister Gasmasken trugen, schlief sie als Kleinkind in einem „Gas-Babybett“. Als die Bombardierung von Berlin zunahm, floh die Familie mit Pferd und Wagen nach Schleswig-Holstein zu Verwandten. Nachdem der Vater aus dem Krieg zurück war, zogen sie nach Marburg, wo dem Vater die Universitätsbibliothek bei seiner Arbeit als Antiquar sehr nützlich war.

Nach dem Abitur entschied sich Karoline D. zu einer Ausbildung als Physiotherapeutin. Nach ihrer Heirat 1965 ging sie mit ihrem Mann nach Berlin, er legte an der TU sein Diplom als Architekt ab und sie arbeitete im Krankenhaus Oskar-Helene-Heim. Nach der Geburt ihres ersten Kindes verließen sie Berlin wieder und lebten zunächst in Münster in Westfalen und dann lange in der hessischen Kleinstadt Alsfeld. Auch als Mutter von drei Kindern übte Karoline D. ihren Beruf als Physiotherapeutin weiter aus. Dabei engagierte sie sich in Alsfeld für behinderte Kinder und gründete hier den ersten integrativen Kindergarten, in dem sie auch als Therapeutin tätig war. Sobald der Kindergartenbetrieb für die behinderten Kinder angelaufen war, setzte sich die politisch sehr engagierte Karoline D. für neue Projekte ein – ob für die Sprachförderung ausländischer Kinder oder bei der Gründung des ersten Ausländerbeirats der Stadt. So gibt es in Alsfeld kaum eine türkische Familie, die sie nicht kennengelernt hat. Als Dank wird ihr zu Ehren sogar einmal im Jahr das „Karolinenfest“ in der Alsfelder Moschee gefeiert.



Kurz vor dem Eintritt in den Ruhestand 2004 schloss Karoline D. eine weitere Ausbildung als „Kinästhetik-Trainerin“ ab. In dieser Rolle ist sie bis heute im Einsatz. Sie bietet Informationsveranstaltungen und Kurse für pflegende Angehörige von bewegungseingeschränkten Menschen an. Vor allem Hausbesuche, bei denen sie Angehörigen Tipps gibt, wie man beispielsweise ein Wohnzimmer behindertengerecht umbaut oder einen kranken Menschen vom Bett in den Rollstuhl bekommt, ohne ihn zu heben oder zu tragen, machen Karoline D. großen Spaß.

Als Rentnerin zog es sie 2004 zurück nach Berlin, wo sie und ihren Mann unter anderem das kulturelle Angebot begeistert.

Für wen in unserer Gesellschaft engagieren Sie sich? Ich hab mich in meinem Leben immer um die gekümmert, die von der Gesellschaft so gerne geduzt werden. Und das sind die Ausländer, die werden grundsätzlich geduzt, aber auch die Behinderten und die Alten. Bis heute werden diese drei Gruppen von der Gesellschaft oft abwertend behandelt. 1979 wollte ich in Alsfeld Sprachförderung für türkische Schüler organisieren, sah aber ein, dass man damit ansetzen muss, die türkischen Kinder in den Kindergarten zu schicken. Doch in Alsfeld gab es nur kirchliche Kindergärten. Hätten wir unsere Kinder in Istanbul in einen islamischen Kindergarten geschickt? So besuchte ich jede türkische Familie und bat sie händeringend, mir ihre Kinder anzuvertrauen. Und als wir die ersten fünf Familien überzeugt hatten, ging's. Dann organisierten wir auch die Sprachförderung, damit sie innerhalb des Kindergartens Deutschunterricht bekamen. Wenn die Kinder in die Schule kamen, konnten sie genug Deutsch, um dem Unterricht zu folgen. Ich habe mich in Alsfeld schon mit großem Einsatz sozial engagiert, und das mache ich natürlich auch gerne in Berlin weiter. Dennoch, ich bin niemand, der sagt: Ich habe immer nur gegeben. Im Gegenteil, ich habe ganz viel bekommen.

Hatten Sie mit Ihrem Engagement auch Probleme? Aber ohne Ende! Die konservativ eingestellten Leute dort waren der Ansicht, Leute mit gutem Herzen sollten sich lieber um die Deutschen kümmern. Da gäbe es auch Arme und Leute, die Hilfe brauchen. Was ich da für Briefe bekommen habe, das können Sie sich kaum vorstellen! Hoho! Die Türken hatten damals überhaupt keine Lobby.

Seit wann sind Sie politisch aktiv? Ich bin seit 1968 Mitglied in der SPD. Über die Partei war ich lange Kreistagsmitglied und wurde dann in den Kreisausschuss gewählt, wo ich den Landrat zu verschiedenen Gelegenheiten vertreten habe.

Wie engagieren Sie sich ehrenamtlich? Ich bin auch in Berlin politisch interessiert und habe erfahren, dass es eine Seniorenvertretung im Bezirk Tempelhof-Schöneberg gibt. Die wird ja im März 2017 gewählt. Da habe ich gedacht, das wäre noch mal was für mich, da würde ich mich gerne einbringen. Jeder Bezirk hat eine Seniorenvertretung, ich bin für Tempelhof-Schöneberg aufgestellt, und da werde ich mich einsetzen.

Was wären dort Ihre Aufgaben? Die Aufgaben müssen gesucht und gefunden werden, denn ein Stadtrat kann nicht alles wissen. Er ist darauf angewiesen, dass ihm eine Organisation sagt: „Passen Sie auf, da liegt was im Argen im Bezirk. Wir würden es sehr begrüßen, wenn dagegen etwas getan werden könnte.“ So muss sich der Stadtrat mit Problemen und Projekten befassen und Auskunft geben, ob er das Anliegen für unterstützenswert hält oder nicht. Also ich denke, dass man sich da bemerkbar machen kann. Die Seniorenvertretung will die Entscheidungsträger in Politik und Verwaltung für die Sorgen und Ideen älterer Bürger sensibilisieren.

Für das Amt als Seniorenvertreterin habe ich mir angeschaut, was die Vertreter in der letzten Periode gemacht haben. Da hat sich z. B. einer der Beisitzer darum bemüht, einen kleinen Prospekt zu erstellen, in dem man sieht, wo die öffentlichen Toiletten zu finden sind. Das hört sich jetzt vielleicht ein bisschen lächerlich an, einen WC-Führer für die Gemeinde zu erstellen, das ist aber für viele wichtig. Natürlich geht es auch um Probleme im Bezirk: Da soll eine Suppenküche aufgelöst werden. Was können wir unternehmen, damit das nicht passiert?

Wir sind an die Bezirksvertretung angeschlossen, und die Bezirksvertreter bestimmen jemanden, der für die Senioren zuständig ist. Also wenn wir sagen, wir wollen ein Projekt fördern, das kostet so und so viel, dann müssen wir uns an den Bezirk wenden und versuchen, denen unsere Projekte plausibel zu machen, damit die Gelder dafür zur Verfügung gestellt werden. Außerdem gibt es viele Senioren-messen, auch da sind wir als die Seniorenvertreter präsent.

Wie würden Sie jemanden zum Ehrenamt motivieren? Das Ehrenamt kostet zwar viel Zeit, viel Engagement und viel Durchsetzungsvermögen, aber man bekommt mindestens genauso viel wieder. Das ist keine Einbahnstraße, wo man einfach seine Zeit lässt. Meine Erfahrung ist, dass das, was man von den Leuten zurückbekommt, viel mehr ist als das, was man eingesetzt hat.

Wo sind Sie noch aktiv? Als wir noch in Alsfeld wohnten, war ich lange Zeit Laienrichterin in Kassel. Damals mussten sich über eine lange Zeit hinweg viele junge Männer vor Gericht rechtfertigen, die den Kriegsdienst verweigern wollten.

Als wir 2004 nach Berlin zurückkamen, übernahm ich die Vormundschaft für einen Jugendlichen aus Indien. Ich versuchte, den sehr netten jungen Mann zu fördern, und setzte mich für ihn ein. Bei mir war er stets pünktlich und kam zu den Terminen, so wie wir es verabredet hatten. Er wechselte allerdings fünfmal die Schule. Letztendlich hat mein Einfluss nicht gereicht, da ist gründlich was schiefgelaufen, denn er ist immer mehr ins Drogenmilieu abgerutscht. Ich besuchte ihn auch noch oft im Jugendgefängnis und versuchte weiter, ihn zu motivieren, aber er hat dann wieder Drogen verkauft. Inzwischen ist er volljährig. Dennoch gebe ich es nicht auf, vielleicht steht er irgendwann mal vor der Tür. Er weiß ja, wo er mich findet.

Wie viel Zeit verwenden Sie auf Ihr Ehrenamt? Einmal im Monat ist eine Sitzung des Seniorenbeirats, da werden die Aufgaben verteilt, z. B. mal in ein Altenheim zu gehen oder irgendwo einen Besuch zu machen. Und dabei kann man sich entscheiden: Ach, das ist ein Thema, das mich interessiert. Das übernehme ich, ich gehe dahin und werde das nächste Mal davon berichten. Und da kommen sicher auch Fragen auf den Tisch, die an meine früheren Tätigkeitsfelder anschließen, z. B. Wie sollten Altenheime aussehen, in denen auch Ausländer gut leben können? Was kann man da verbessern? Wir haben in der Altenpflegeschule in Alsfeld, in der ich lange gearbeitet habe, Kurse zu



solchen Themen gegeben: Wie trete ich in der häuslichen Pflege auf, wenn ich in eine türkische Familie gehe? Das fängt schon vor der Haustür an: Dort müssen Sie sich die Schuhe ausziehen. Sie müssen wissen, dass man einen alten türkischen Menschen nicht mit Wasser aus der Waschschüssel waschen darf, sondern es muss fließendes Wasser sein. Das sind Grundregeln, die man einfach einhalten muss.

Was machen Sie in Ihrer Freizeit? Mein Mann und ich besuchen gern Ausstellungen, Konzerte und Theater. In meiner Freizeit ist mir meine Familie das Wichtigste. Nur zwei meiner Enkelkinder leben in Berlin, einmal in der Woche treffe ich sie. Über Weihnachten und Silvester fahren wir dann mit allen Kindern und Enkeln – das sind immerhin 16 Personen! – in die Skiferien. Das ist mein gan-



zer Spaß, das machen wir schon seit über 20 Jahren. Außerdem fahre ich gerne mit dem Fahrrad in unseren großen Schrebergarten im Grunewald. Am liebsten verbringe ich fast den ganzen Sommer im Garten.

Schlussbemerkung: Frau D. begrüßt uns in ihrer Altbauwohnung, überall stehen Bücherregale und Biedermeiermöbel. Sie zeigt uns einen dicken Ordner mit Artikeln über ihre politische Arbeit in der hessischen Kleinstadt Alsfeld. Für einen Fototermin verabreden wir uns mit ihr in der Kleiderkammer für geflüchtete Menschen im Rathaus Friedenau, in der sie auch seit kurzem aktiv ist. Inzwischen macht sich Karoline D. als frischgewählte Seniorenvertreterin in Tempelhof-Schöneberg stark.



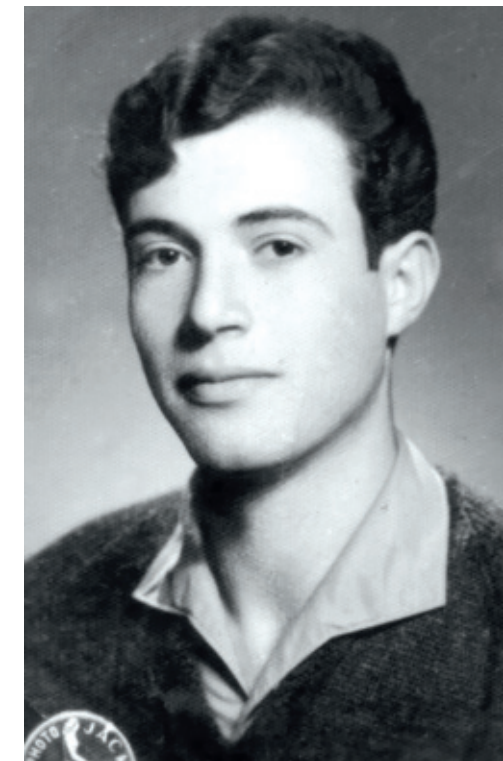
Als Palästinenser kann ich Englisch, Arabisch, Deutsch.

Abdullah R., geboren 1946 in Palästina,
lebt seit 1970 in Berlin
Sozialberatung für Menschen aus
arabischen Ländern

Abdullah R. kam 1947 in Palästina zur Welt, in dem Dorf Amqa, das heute nicht mehr existiert. Er war erst sieben Monate alt, als seine Familie von dort in den Libanon fliehen musste. Abdullah R. ist das mittlere von zehn Kindern, denn Großfamilien waren damals keine Seltenheit. Seine Eltern Emina und Hussein R. arbeiteten als Bauern und hatten weder Lesen noch Schreiben gelernt. Von seiner Mutter hat er das Gefühl für seine Mitmenschen mitbekommen. So wuchs Abdullah R. im Libanon auf, ging auch hier zur Schule, und dennoch wurde der Libanon nie zu seiner Heimat. Als er in die dritte Klasse kam, gab es in dem palästinensischen Flüchtlingslager fast täglich Bombardierungen, die Angst war ein ständiger Begleiter. Die Situation besserte sich erst, nachdem ein neuer Präsident an die Macht kam und sowohl seine Eltern als auch seine älteren Schwestern besser bezahlte Jobs bekamen.

Nach der Abiturklasse absolvierte Abdullah R. eine zweijährige Lehre als Elektrotechniker, die von der UNO gefördert wurde. Anschließend versuchte er mit seinen guten Zeugnissen, einen Job bei der Post zu bekommen. Als er seinen Flüchtlingsausweis vorzeigte, stellte sich heraus, dass es für Palästinenser ein Berufsverbot gab, welches, wie er sagt, dort bis heute für viele Berufe immer noch gilt. Mit 23 Jahren entschied er sich, nach Westberlin zu gehen, um dort zu arbeiten. Viele seiner deutschen Arbeitskollegen halfen ihm, denn anfangs fühlte er sich nicht wohl, da er die Sprache nicht beherrschte.

Seine Ehefrau suchten seine Eltern für ihn aus, die weiterhin im Libanon lebten. Mit seiner Frau ist er bis heute glücklich verheiratet. Eigentlich nahm sich Abdullah R. vor, eine moderne Familie mit nur zwei Kindern zu gründen. Doch seine Frau bekam noch drei weitere. Heute ist er stolz auf seine fünf Kinder, die alle einen Beruf erlernt haben. Sein ältester Sohn studierte Mathematik. Abdullah K. freut sich über jede Menge Enkelkinder. Schöneberg ist zu seiner zweiten Heimat geworden. Hier lebt er gerne und betont, dass er den Bezirk nie verlassen wird. Zuerst wohnte er mit seiner Familie in einer großen Wohnung in der Winterfeldtstraße, heute lebt er in der Steinmetzstraße, ganz in der Nähe vom Nachbarschaftszentrum. Nachdem er lange auf dem Bau gearbeitet hatte, gründete er seine eigene Firma im Bereich Holz- und Bautenschutz. Alle aus seiner Familie sind Muslime, er selbst ist erst im letzten Jahr nach Mekka gefahren. Doch keiner aus seiner Familie lebt streng religiös, denn das habe Mohammed nicht gewollt. Abdullah R. betont besonders: „Der Islam ist eine Friedensreligion!“ Sein größter Wunsch ist es, zu erleben, dass der liebe Gott ein Ende mit den Auseinandersetzungen zwischen Israel und Palästina macht, damit endlich alle friedlich zusammenleben können.



Wie kamen Sie zu Ihrem Ehrenamt? 2012 ging ich in Rente, doch da ich ein Gewerbe hatte, arbeitete ich noch bis zum 1. Oktober 2013. Vorher rieten mir meine Kinder: „Guck mal, jetzt zahlst du so Einkommenssteuer und alles. Hör doch auf zu arbeiten und genieße dein Leben!“ Erst dann entschied ich: Na gut. Ich hab 18 Jahre keinen Urlaub gemacht, weil ich immer selbständig war. Nur meine Frau und die Kinder fuhren in den Urlaub. Dann hörte ich am 1. Oktober 2013 auf zu arbeiten, aber sofort war mir langweilig. Auf einmal hatte ich nix zu tun: Nix, gar nix. Mein Sohn schlug mir vor: „Papa, es gibt Aufgaben, die dir vielleicht Spaß machen.“ Na gut, wir suchten zusammen im Internet. Er fand was: „Hier, guck mal, die suchen Leute, und die freuen sich sogar, wenn du da helfen kannst. Da rufen wir an.“ Ich sagte: „Gib mal die Telefonnummer her.“



Ich rief im Rathaus Schöneberg an, und ein Herr fragte mich: „Wie heißen Sie, wo wohnen Sie und haben Sie eine Telefonnummer?“ Dann gab er mir einen Termin und fragte: „Kommen Sie ins Nachbarschaftszentrum Steinmetzstraße?“ „Ja gut“, sagte ich, „ich komme!“ Ich verabredete mich mit dem Leiter Hamad Nasser, der mir anbot: „Da ist ein Tisch für dich. Und wenn du willst, bekommst du auch einen Computer.“ Ich antwortete „Na ja, ich will nicht die ganze Zeit hier sein. Vielleicht zwei Stunden, aber mehr nicht.“

Wie engagieren Sie sich ehrenamtlich? Seit einem Jahr gehe ich jeden Tag meistens von halb eins bis vier ins Nachbarschaftszentrum. Es macht mir Spaß, ich bleibe dabei. Die Flüchtlinge

kommen hierher, und manche sagen: „Ich muss das hier ausfüllen.“ Ich helfe ihnen beim Ausfüllen ihrer Anträge. Zuerst frage ich sie: „Wie geht es? Wo wohnen Sie?“ Später auch: „Na, du warst ja beim Jobcenter, was haben sie zu deinem Antrag gesagt?“ Sie erzählen mir: „Die Frau auf dem Amt sagt: Super, wunderbar.“ Die Flüchtlinge sind dankbar. Ich habe ein Gefühl für Menschen, vor allem für die, die so was wie ich erlebt haben: die Flüchtlinge, die zu uns kommen. Doch einmal kam einer der Syrer mit einem zweiten Antrag zu mir. Ich fragte ihn: „Warum?“ Er sagte: „Steht da drauf.“ Er musste nachweisen, dass er von keiner anderen Stelle Unterstützung bekommt. Mit Recht natürlich, er kann ja nicht in Deutschland Unterstützung von hier und da beziehen. Vorher bekam er Geld vom Sozialamt, glaube ich, das Sozialamt erteilte ihm auch seine Aufenthaltsgenehmigung. Dann muss er zum Jobcenter, denn er ist 50 Jahre und kann noch arbeiten.

Welche Erfahrungen haben Sie mit Ihrem Ehrenamt gemacht?

Wenn es gut klappt mit einem Antrag, ja, das ist wunderbar. Vor kurzem freute sich eine Frau so sehr, dass sie mich umarmte: „Ach, Mensch, ich danke dir!“ Ich sagte zu ihr: „Ist schon gut.“ Dagegen kam eine andere Frau aus Syrien mit einem Antrag von der Post. Sie hatte eine Adressänderung und brauchte das für die Post, dass bei ihrer Adresse was ankommt. Hatte ich für sie ausgefüllt mit allem Drum und Dran. Ich fragte sie: „Sind Sie allein hier?“ Da antwortete sie: „Ich wohne bei meiner Schwester und ihrem Mann. Ich habe arabische Literatur studiert.“ Darauf meinte ich: „Mensch, das ist doch sehr gut! Komm gleich mal mit, ich werde dich vorstellen.“ Hamad Nasser war gerade nicht da, aber Frau Lisa. Wir sprachen mit Frau Lisa, die vorschlug: „Na ja, ist o.k.. Komm einfach, wir machen einen Termin und setzen uns zusammen.“ Doch dann kam die Frau nicht mehr, sie hatte einfach Angst! Mehr als helfen konnte man nicht. Wir wollten sie vermitteln, dass sie ihr Wissen weitergeben kann. Ich hätte sie gern vermittelt, auch an arabische Privatschulen, denn sie wird doch gebraucht.



Wie motiviert man Menschen, sich ehrenamtlich zu engagieren? Mal traf ich einen Schulkameraden, mit dem war ich vor 50 Jahren in der Berufsschule zusammen. Ich sagte zu ihm: „Mensch, wie siehst du aus? Warum so traurig?“ Er ist mit einer deutschen Frau verheiratet, hat vier Jungs, alle sind groß. Er ist Rentner wie ich, und er antwortete: „Ich weiß es nicht.“ Aber jetzt treffen wir uns oft im Sportstudio, machen zusammen Fitness. Dann lockte ich ihn hierher zu einer Busreise, wir machten

einen Ausflug für nur zwei Euro. Es kamen gleich drei meiner Freunde mit. Sie fragen mich dauernd: „Wann ist wieder so ein Ausflug?“

Wie verständigen Sie sich mit den Geflüchteten? Ich kann Englisch, Arabisch, Deutsch. Und ich verstehe fast alle arabischen Dialekte. Also wir Palästinenser sprechen die arabische Sprache richtig, ohne Dialekt, so wie hier in Berlin. Mit den Menschen aus Syrien, die einen Deutschkurs gemacht haben, versuche ich möglichst nur deutsch zu sprechen, da bin ich stur: „Nein, jetzt wird deutsch gesprochen“, sage ich immer zu ihnen. Darauf sagte ein Syrer: „Ich hab aber Angst.“ Ich erklärte: „Du brauchst keine Angst haben, warum!? Mach Fehler, mach Fehler! Deine Fehler werden korrigiert! Sprich! Was meinst du, wie die Sachbearbeiterin auf dem Amt sich freut, wenn du deutsch sprichst. Auch wenn du nur gebrochen deutsch sprichst.“ So ermutige ich die Syrer. Auch wenn es noch nicht so geht, kommen wir ins Gespräch: „Na, wie geht’s, alles klar? Was hast du gestern gemacht?“ So fange ich ein Gespräch mit den Syrern an. Ich frage: „Wo kommen Sie her?“ Dann kommt eine arabische Antwort. „Nein“, sage ich, „in Deutsch! Du hast doch 150 Stunden Deutsch gelernt. Also musst du mich verstehen.“ Dann antwortete einer: „Ich verstehe nicht alles.“ Ich sage zu ihm: „Antwort mir: Wo kommst du her?“ „Aus Syrien.“ „Gut, wie heißt du denn? Wie alt bist du? Wie bist du hierhergekommen?“ Schon am nächsten Tag sah ich, dass sie mutiger wurden, denn sie sprachen ein bisschen Deutsch.

Wo sind Sie noch aktiv? Manchmal veranstalten wir im Nachbarschaftszentrum ein großes Essen, das wir für zwei Euro an die Leute verkaufen. Meine Frau macht „Savaie“, das sind so Taschen mit Fleisch, Zwiebeln und Gewürzen. Sie will dafür kein Geld: „Ihr sollt das verkaufen, und das Geld ist eine Spende für hier.“ Was ich noch mache, ich bin lange in der „Vätergruppe“ im Nachbarschaftszentrum. Da sitzen wir zusammen, diskutieren, kochen oder unternehmen was. Ich habe mehrere Blumenkörbe bepflanzt, vorne an der Steinmetzstraße. Oder wenn etwas kaputt ist, repariere ich das.

Was machen Sie in Ihrer Freizeit? Als ich in Rente kam, schlug mein Sohn vor: „Papa, komm mal mit, probiere mal ein Sportstudio aus, ein bisschen Fitness.“ Probierte ich auch aus. Ich meldete mich an. Seitdem bin ich im Fitnessstudio. Ich komme um neun hin und bleibe bis 12 Uhr. Ich gehe gleich aufs Laufband und fahr viel Fahrrad. Nach dem Sport erhole ich mich ein bisschen in der Sauna. Im Studio treffe ich viele Freunde, und ich seh lachende Gesichter. Das ist wie eine richtige Familie, alle kommen zusammen, erzählen ihre Erlebnisse, alles wunderbar. Abends ist meine Familie dran. Mein Enkel ruft oft an: „Opa, Lien möchte dich haben.“ Lien ist erst drei Monate alt. Ich sage: „Ja, gut, ich mache den Babysitter.“ Damit die Mama richtig ihre Küche fertig machen kann, mit allem Drum und Dran. Und ich mache das, weil mein Sohn arbeitet und so müde nach Hause kommt. Opa heißt „Jid“ auf Arabisch.

Schlussbemerkung: Wir treffen Abdullah R. im Nachbarschaftszentrum in der Steinmetzstraße und kommen sofort mit ihm ins Gespräch. Er erzählt sehr offen und lebendig und mit Empathie für sein Ehrenamt. Stolz zeigt er uns die Fotos seiner Enkel und Urenkel auf seinem Smartphone. Ein paar Tage später sehen wir ihn auf dem Sommerfest in der Steinmetzstraße voll in Aktion. Vom Couscous-Verkauf bis zur Kinderbetreuung ist er pausenlos im Einsatz.



Ich mach alles außer Fensterputzen

Doris G.
Seniorenarbeit in Tempelhof

Im November 1948 wurde **Doris G.** bei Kyritz an der Knatter geboren. Sie ist das jüngste von acht Geschwistern. Die Familie lebte von der Landwirtschaft, entschied sich aber schweren Herzens 1953, den Hof zu verlassen, um in den Westen zu gehen, da sie die Deckelung durch die DDR nicht länger ertragen wollte. Nur mit dem Nötigsten und dem Federbett im Gepäck kamen sie zuerst in das Notaufnahmelager Marienfelde. Sie lebten dort auf engstem Raum mit vier Familien, nur durch Decken voneinander getrennt. Das erinnert Doris G. an die Situation der Flüchtlinge von heute und an das Schicksal ihrer Mutter. Sie ist 1907 auf der Krim geboren, ihre Vorfahren waren Hugenotten. Gemeinsam mit ihrer Schwester machte sie sich in den 20er Jahren auf den Weg in den Westen. Um ein Dach über dem Kopf zu haben, musste sie bei begüterten Familien im Haushalt hart arbeiten, bis sie in Kyritz an der Knatter ihren Mann Fritz kennen-



lernte. Der Vater war der Ernährer der Familie, als gelernter Stellmacher (Wagenbauer) arbeitete er auch als Zimmermann auf dem Bau. In Aachen konnte er so 1953 eine Arbeit finden. 1961, zwei Tage nach dem Mauerbau, verschlug es die Familie wieder nach Westberlin. Dort begann Doris G. eine Lehre als Schuhverkäuferin, doch dann traf sie ihren zukünftigen Mann; total unbeleckt von jeglichem Wissen wurde sie schwanger. Ihre Geschwister fragten, warum sie so'nen dicken Bauch habe. Naiv wie sie war, antwortete sie wie ihre Mutter: „Ich hab zu viele Kartoffeln gegessen.“ Ihre Tochter kam vier Wochen zu früh, das war nicht so schlimm, mit „17 ½ ist man eh zu früh, keine Ahnung vom Wasserkochen und eigentlich noch mit Rollschuhen unterwegs.“ Zwei Jahre musste das junge Paar warten, dann durfte Doris G. mit 19 Jahren heiraten. Ihre Mutter unterstützte sie sehr: „Wo achte groß geworden sind, kommt das neunte auch noch durch.“ So konnte sie sechs Monate nach der Geburt ihrer Tochter wieder arbeiten. Sie begann als Fabrikarbeiterin am Fließband bei Reemtsma in Wilmersdorf, wechselte zur SCHUFA in die Telex-Abteilung und hatte mit 21 Jahren die Chance, ohne Ausbildung im Archiv der BfA (Bundesversicherungsanstalt für Angestellte, heute Deutsche Rentenversicherung Bund) anzufangen. Da musste sie sich hochstrampeln, verdiente aber sehr gut.

Doris G. kommentiert ihren Werdegang bei der BfA so: „Ich habe mich runtergearbeitet, denn das Archiv lag ja unterm Dach, sonst ist es ja umgekehrt.“ Sie arbeitete 38 Jahre lang bis zur Rente. Was ihr Leben besonders prägte, war die frühe Geburt ihrer Tochter und die Unterstützung ihres Mannes. Er ermunterte sie immer wieder: „Los, noch einen Schritt weiter und noch einen“ und spornte sie bei ihrer beruflichen Laufbahn an.

Was ist Ihre Motivation, sich ehrenamtlich zu engagieren? Ich bin gerne mit Menschen zusammen. Ich habe ja mein ganzes Leben auch bei der BfA mit Menschen zu tun gehabt und dadurch auch viele Kontakte. Eigentlich habe ich mich schon immer um Leute gekümmert, also nicht dass ich jetzt sage, ich bin unbedingt ein Helferlein, aber wo Hilfe nötig war, bin ich aktiv geworden. Das kam vielleicht auch durch meine Mutter, die wegen ihrer Augen nicht so selbständig sein konnte. Vielleicht liegt das Helfen so ein bisschen in der Familie, bei unserer Tochter ist das auch so.

Gab es einen Auslöser für Sie, sich ehrenamtlich zu betätigen? Das hab ich immer schon vorgehabt, auch schon im letzten Arbeitsprozess. Ich dachte, Mensch, wenn du dann zu Hause bist, kannst du ja nicht immer nur durch die Stadt rennen. Ich dachte an etwas Sinnvolles, dass du nicht nur zu Hause gluckst und Wäsche wäschst. Als ich meine Freundin einmal zu früh vom Spanischkurs in der Mireille-Mathieu (Seniorenfreizeitstätte) abholen wollte, lief mir die Leiterin entgegen. Ich sprech sie an: „Sagen Sie mal, wie sieht es denn hier mit ehrenamtlicher Hilfe aus, wenn Feste sind usw.“ „Ja“, sagt sie, „brauchen wir immer.“ So bin ich dann zu Christine Fidancan (Ehrenamtsbüro im Tempelhof-Schöneberg) gekommen und hab ihr das alles so erzählt. Wir haben das alles in trockene Tücher gebracht und ich ging davon aus, dass ich in der Seniorenfreizeitstätte anfrage. „Nein“, sagte Frau Fidancan trocken, „da gehen Sie nicht hin. Wir brauchen Sie im Geburtstagsdienst. Da sind Sie viel besser aufgehoben. Die können ihre Kaffeekannen alleine schwenken.“ Ich musste so lachen, damit war der Fall dann erledigt.

In welchen Bereichen der Seniorenarbeit sind Sie ehrenamtlich tätig? Meine ehrenamtliche Arbeit ist ziemlich vielfältig, wir haben ja ein breites Feld. Es ist alles so schön gestreut. Hier habe ich den Geburtstagsdienst, nebenan die Senioren, da den Infostand und da wieder andere Leute und Möglichkeiten. Es ist sehr vielfältig, ich mach alles außer Fensterputzen (alle lachen). Ich komme rum und es ist wirklich interessant. Einmal im Jahr betreue ich die „Grundsicherungsfahrten“. Die Fahrten werden durch die Kurt-Nietsch-Stiftung finanziert. Sie sind für Menschen, die sonst keine Möglichkeiten haben, großartig irgendwo hinzukommen. Für die Fahrt müssen sie nur drei Euro zuzahlen. Es sind mehrere Busse, ich denke, in einen passen zwischen 40 und 50 Personen rein. Der Fahrer ist da, und ich selber sitze dann vorne als Ansprechpartnerin für Notfälle, und ab und zu singe ich mal ein Lied, wenn ich gut drauf bin (lacht). Im letzten Jahr waren wir in Liebenberg in der Nähe von Berlin. Dort besuchten wir ein altes Gutsanwesen, das ganz toll hergerichtet ist. Alle freuen sich, dass sie rauskommen, und sind wirklich glücklich. Und ich fand das auch toll.

Und wie sieht so ein Geburtstagsdienst aus? Also mit 85 wird heutzutage das erste Mal gratuliert. Die werden erst angeschrieben, ob sie eine Gratulation und Ehrung haben möchten. Wir fragen nach, wann es genehm ist. Man sagt sein Sprüchlein auf, dass man von der Seniorenbetreuung Tempelhof-Schöneberg kommt und im Namen der Bürgermeisterin und der Sozialkommission die Glückwünsche überbringt und die eigenen noch dazutut. Jedes Geburtstagskind kann sich im Wert von acht Euro was wünschen. Ich habe drei, die wollen immer den Fürst Metternich, die sind so in den Wintermonaten. Und dann, wenn er im Angebot ist, hole ich ihn für sechs Euro, den Metternich. Und dann gibt es noch eine Chili-Schokolade von Lindt für zwei Euro. So komme ich wieder auf meine acht Euro. Dann wird das alles nett verpackt, und Verpackung ist ja auch so eine Sache, das macht ja

dann auch Spaß, so ein bisschen Schnurzereien da draufkleben und so kleine Schokoladenteilchen. Das ist ja schöner, als wenn man nur so eine Tüte nimmt, das da reinsteckt und abgibt.

Welche Erfahrungen machen Sie bei Ihren Besuchen? Manche möchten, dass man dann reinkommt, und dann erzählen sie auch ein bisschen von ihren kleinen Nöten und Sorgen, und was sie so gemacht haben früher. Welche Wege die mitunter gegangen sind, die haben ja den Krieg mitgemacht, die schlechten Zeiten, und ohne Mann die Kinder dann alleine durchgebracht. Manchmal ist man ja die einzige Person, die kommt, weil viele keine Familie mehr haben. Gelegentlich brauchen sie Hilfe, da erkundige ich mich für sie im Rathaus. Ich bin ja nicht die Gesetzgebung, aber zumindest, dass man sagen kann: „Hier können Sie sich hinwenden.“ Das ist wichtig. Durch die ehrenamtliche Arbeit habe ich viele gute Kontakte, denn wir sind ja eine tolle Truppe um Christiane Ströhl (Seniorenarbeit Tempelhof-Schöneberg).

Warum bleiben Sie beim Ehrenamt? Das ist mein Ding, das macht mir wirklich Spaß, mit den Leuten da zusammenzuarbeiten, ich mach das jetzt schon zehn Jahre. Wir haben einen guten Draht zueinander. Wenn man zu diesen Jubilaren geht, freuen sie sich, dass jemand kommt und im Auftrag des Amtes ihren Geburtstag würdigt.

Sehen Sie Potenziale bei bestimmten Gruppen hier in Berlin, die sich ehrenamtlich engagieren könnten? Ich denke ja, man muss ja nicht immer sagen: „Was kann der Staat für mich tun?“ oder fragen „Wo kann ich das meiste rausholen?“, sondern mal ein bisschen umgekehrt schauen, sonst funktioniert es ja nicht. Es ist ja immer ein Nehmen und Geben. Also wenn ich was gebe, kriege ich ja irgendwo was zurück, nicht unbedingt im Materiellen, sondern auch für mich selber, für meine kleine Seele.

Sehen Sie denn das Alter als ein Geschenk oder eine Bürde? Ach, das würde ich dann eher als Geschenk sehen (alle lachen). Als Bürde vielleicht, wenn man so dauerkrank ist. Ich bin froh, dass ich so gut durchgekommen bin, obwohl ich manchmal auch jammre: die Knochen tun weh, die Füße sind platt und man kann keine Pumps mehr anziehen, weil die Füße immer breiter werden. Aber ich kann ja laufen, hoffentlich noch lange, damit ich immer noch den Geburtstagsdienst machen kann.



Welche weiteren interessanten Aspekte bringt das Ehrenamt noch mit sich? Wir bekommen Rundschreiben zu geplanten Fortbildungen zu Themen wie Patientenverfügung, Beerdigung oder Ernährung, für die wir uns anmelden können. Die organisierte Kiezbegehung ist auch sehr interessant, denn da lernen wir die Senioreneinrichtungen und Pflegeheime kennen, man kommt da mit den Leuten ins Gespräch. Das Einzige, was ich noch mitmachen möchte, ist das Motzstraßenfest, das ist mal was ganz anderes.



Schlussbemerkung: Wir besuchen Doris G. in ihrer Wohnung in der Nähe vom Südkreuz. An dem sonnigen Nachmittag dringen Geräusche vom Sportplatz durch die offene Balkontür. Wir werden großzügig bewirtet. Begeistert erzählt sie uns vom Treffen anlässlich des Zapfenstreichs mit Bundespräsident Joachim Gauck. Ihr ist ein gemeinsames Foto mit ihm gelungen, das sie ihrer Tochter nach Amerika schicken will, damit diese sehen kann, wie umtriebige ihre Mutter in Berlin ist.



Wir nennen uns Ostschwung

Bernhard M., geboren 1948 in
Kablow/Königs Wusterhausen, seit
1965/66 in Berlin
Theater der Erfahrungen

Bernhard M. kam 1948 in Kablow, einem Stadtteil von Königs Wusterhausen, zur Welt und blieb ein Einzelkind. Als er drei Jahre alt war, starb sein Vater, an den er kaum noch Erinnerungen hat, an Lungentuberkulose. Damit nicht genug, hatte Bernhard M. sich angesteckt und erkrankte an Knochentuberkulose. Dadurch verbrachte er einen großen Teil seiner Kindheit fast durchgehend im Krankenhaus und wurde mehrfach operiert.

Die Folgen seiner Krankheit: eines seiner Beine ist 20 cm kürzer, und das Knie ist steif. Zum Glück blieb seine Mutter von der Krankheit verschont. Als alleinstehende Frau musste sie den Unterhalt für sich und ihr Kind verdienen und arbeitete als Hauptbuchhalterin in verschiedenen Betrieben: in einer Schuhleistenfabrik, einer Likörfabrik und in einem Betonwerk.

Bernhard M. besuchte anfangs die Dorfschule, doch ab der zweiten Klasse musste er ständig ins Krankenhaus und wurde dort zusammen mit fünf anderen Kindern unterrichtet. Da er lange Zeit kaum laufen konnte, brachte er sich selber das Gitarrespielen bei. Wegen der vielen Operationen schloss er erst mit 17 die Schule ab. Seine Lieblingsfächer waren Physik, Chemie und Mathematik. Durch seine Behinderung hatte er gelernt, mit orthopädischen Hilfsmitteln zu leben, und entschloss sich für eine Lehre als Orthopädiemechaniker. So zog er als junger Mann nach Berlin und lernte den Beruf in einer orthopädietechnischen Firma in der Warschauer Straße in Lichtenberg, die bis heute existiert. Für die Oberschenkel- und Unterschenkelprothesen musste er die Formen aus Holz und anderen Materialien fräsen. Auf seine eigene Behinderung wurde dabei kaum Rücksicht genommen; ein Arzt kam zu dem Schluss: „Du bist zu der Arbeit in der Lage!“ Ein paar Jahre blieb er in dem Betrieb.

In seiner Freizeit trat er als Gitarrist in einer Kapelle auf und wurde bei größeren Veranstaltungen von der Arbeit freigestellt. In der DDR passte er sich notgedrungen an, aber anders als seine Mutter trat er nicht in die SED ein.

Als er 1975 heiratete, reichte der Lohn als Orthopädiemechaniker für seine neue Familie nicht mehr aus. Seine Ehefrau, die er als ehemalige Nachbarin lange vorher kannte, brachte zwei Kinder mit in die Ehe, die er wie seine eigenen großzog. Kurzerhand wechselte er den Beruf und wurde Fabrikarbeiter. Fortan arbeitete er im Schichtdienst und stellte an einer Presstischstanze Schreibgeräte her. Nach der Wende wurde die Fabrik abgewickelt. Als Bernhard M. eine neue Prothese brauchte, besuchte er seinen alten Betrieb in Lichtenberg und erkundigte sich dort nach einer Arbeit. Er kam genau zur richtigen Zeit, kehrte an seinen alten Arbeitsplatz zurück und blieb dort bis zur Rente.



Wie kamen Sie zu Ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit? Zu meinem Ehrenamt bin ich wie die Jungfrau zum Kinde gekommen. Mit 60 ging ich in Rente und habe mich um meine Frau gekümmert, die pflegebedürftig wurde.

Sie ist leider Gottes schon sehr bald, nur ein halbes Jahr später, verstorben. Ich dachte: „Na ja, was machst du jetzt?“ Ein Sportskamerad fragte mich, ob ich nicht mal mit meiner Klampfe ins Theater kommen könnte, und seitdem bin ich dabei.

Im „Theater der Erfahrungen“ in Schöneberg hab ich erst mal eine Sängerin begleitet, wurde aber bald komplett vom Theater eingespannt. Gerade wegen meiner tiefen Bassstimme werde ich sehr gerne eingesetzt.



Also übernahm ich meine ersten Rollen, obwohl ich anfangs Schwierigkeiten hatte, die Texte auswendig zu lernen. Ein paar Hänger hatte ich, aber das gab sich mit der Zeit. Nur eine Hauptrolle in 'nem Stück, das ist nichts für mich.

Was ist Ihre Aufgabe im Ensemble? Ich habe keine besondere Stellung im „Theater der Erfahrungen“, Starallüren liegen mir fern. Aufgrund meines Stimmvolumens und meiner Größe stehe ich meistens hinten. Wenn wir mal so was wie eine Leiter aus den Schauspielern zusammenstellen, da bin ich natürlich der Längste.

Was im Theater für mich völlig neu war: Hier arbeiten wir nur mit eigenen Texten und Produktionen.

In meiner alten Musikkapelle dagegen spielten wir immer bekannte Lieder nach. Dieses Zusammen-etwas-Neues-Erarbeiten-und-aufeinander-Abstimmen habe ich erst im Theater gelernt. Das ist interessant, manchmal aber auch anstrengend.

Mir macht es Spaß, Teil einer Gruppe zu sein und mich da einzubringen. Ich stand ja als Gitarrist und Sänger mit meiner Kapelle viele Jahre auf der Bühne. Wir sind mit unserer Tanzmusik auch im Friedrichstadtpalast aufgetreten. In der DDR war ich Mitglied in der „Singebewegung“, anfangs im „Oktoberklub“. Auf dem Programm standen vor allem Arbeiter- und Kampflieder, das berühmteste Lied aus der Zeit ist: „Sag mir, wo du stehst“ von Hartmut König. Irgendwann wurde mir das zu politisch, und ich wechselte. In dem „Singeklub“ ging es mehr um das Singen an sich und auch um die Stimmbildung.

Was sind Ihre Erfahrungen als ehrenamtlicher Schauspieler? Applaus ist das Brot des Künstlers, wie man so sagt. Und es ist toll, wenn unsere Stücke vom Publikum anerkannt und gelobt werden. Interessant ist es besonders, wenn man anschließend mit Leuten aus dem Publikum ins Gespräch kommt, gerade wenn wir ein neues Stück zum ersten Mal aufführen.

Wir treten ohne Gage hauptsächlich in Altersheimen und Kulturhäusern auf, oft in Schöneberg, aber auch anderswo.

Wir nennen uns die „Spätzünder“, „Die bunten Zellen“ und „Ostschwung“. „Ostschwung“, weil wir uns im Ostteil von Berlin gründeten und wir auch wirklich alle Ossis waren. Inzwischen mischt sich das ein bisschen. Bis heute merke ich deutlich, wer aus dem Westen und wer aus dem Osten kommt. Denn da gehen die Ansichten und Befindlichkeiten oft weit auseinander. In diesem Jahr gehen wir mit dem „Theater der Erfahrungen“ wieder auf Tournee, diesmal nach Paderborn, mit unserm Erfolgs-Musical „Altes Eisen“.

Wieviel Zeit verwenden Sie für Ihr Ehrenamt? Für eine Veranstaltung beim „Theater der Erfahrungen“ sind das, na ja, rechnen wir mal rund fünf Stunden die Woche, im Monat sind das 20 Stunden. Von 20 bis zu 40 Stunden, je nachdem, ob wir ein- oder zweimal die Woche proben. Und dann kommen noch unsere Auftritte dazu. Ein Auftritt dauert ungefähr eine Stunde, und eine Stunde vorher müssen wir da sein. Na ja, wenn die Zeit nicht reicht, dann wird die Nacht dazugenommen. Es macht mir Spaß, und solange, wie ich das noch halbwegs hinkriege, bleibe ich auf alle Fälle auch in Zukunft dabei.



Wo sind Sie noch aktiv? Ich hab immer Behindertensport gemacht! Da ich ja mein ganzes Leben lang mit behinderten Menschen zu tun hatte, einmal wegen meines Berufes und auch aufgrund meiner eigenen Behinderung. Mit dem Sitzvolleyball ging es schon während meiner Schulzeit los. Zu DDR-Zeiten hieß das Sitzball. Diese Sportart ist deutlich schneller als Volleyball, weil wir nur eine Netzhöhe von 1,15 Meter hatten, statt wie beim richtigen Volleyball über 2 Meter. Das heißt, bei uns ist der Ball ruckzuck wieder unten. Also rutscht man blitzschnell auf dem Boden hin und her und versucht den Ball zu fangen.

Wir nahmen an Turnieren teil, waren sogar Deutscher Meister. Unser Trainer betreute auch eine geistig behinderte Paddeltruppe, und in die bin ich schon ein paar Jahre vor meiner Rente als Trainer eingestiegen. Wir trainieren jeden Dienstag an der Dahme und gehen einmal im Jahr auf Paddeltour. Unsere Truppe ist 30 bis 40 Leute stark, der Jüngste ist 20, der Älteste um die 70 Jahre alt. Mit dem Behindertensportverein paddeln wir mal in Polen, in der Lausitz oder auf der Müritz. Das macht riesig Spaß. Ich unternehme gerne was in der Gemeinschaft. Und dass das nun ein Ehrenamt ist, na gut, das nehme ich dankend in Kauf. Sagen wir mal so, das ist für mich nicht relevant gewesen. Ich bin halt gerne am Wasser. Wenn wir abends am Lagerfeuer sitzen, dann wird die Klampfe ausgepackt, und dann geht das los.

Haben Sie Angst vor dem Alter? Nein, davor habe ich keine Angst. Ideologisch fühle mich jünger, nur wenn es frühmorgens hier und da irgendwo zippert, merke ich doch einen Unterschied zu früher. Und meine Größe hat sich geändert: Ich war mal fast zwei Meter groß.

Haben Sie ein Lebensmotto? Gib niemals auf.

Schlussbemerkung: Wir treffen Bernhard M. in der Hauptspielstätte des „Theaters der Erfahrungen“, im Nachbarschaftsheim Schöneberg. Nachdem wir uns ein neues Stück des Ensembles im vollen Saal angeschaut haben, zeigt er uns backstage die gerade eingesetzten Masken, Requisiten und Kostüme und probiert einiges davon für unsere Fotos an. Unser anschließendes Interview findet in der Garderobe statt, das ist der ruhigste Ort.

Als dann doch eine seiner Künstlerkolleginnen hereinkommt, sich für die Störung entschuldigt und nur schnell ihren Mantel holen will, bemerkt Bernhard M. trocken: „Komm ruhig rein, meine Gute! Kostet dasselbe Geld.“ Weder auf der Bühne noch in der Garderobe fällt auf, dass der souveräne Mann mit der tiefen Stimme ein Handycap mit seinem Bein hat.



Ich wollte immer was bewegen. Solange man lebt, muss man sich auch für seine Umwelt interessieren, das ist so eine Bürgerpflicht.

Christa K., geboren 1940 in Berlin
Netzwerkerin im Geriatriisch-
Gerontopsychiatrischen Verbund

Im Juli 1940 wurde **Christa K.** in Berlin geboren. Ihre Mutter heiratete 1939 ihren Vater, der von Beruf Buchdrucker war. Gleich zu Kriegsbeginn wurde er eingezogen, 1941 kam er noch mal verwundet nach Berlin, und hier entstand das einzige gemeinsame Foto mit seiner Tochter. 1942 wurde er vor Stalingrad als vermisst gemeldet. Wie ihre Mutter hat sie als Kind über das Rote Kreuz Suchmeldungen geschrieben: „Ich suche meinen Papa.“ Er kam nicht zurück, und ihre Mutter musste ihn in den 50er Jahren für tot erklären lassen, sonst hätte sie weder eine Witwenrente noch Erziehungsgeld bekommen. Ihre Großeltern mütterlicherseits waren ausgebombt, und ihre Mutter musste auch sie mit versorgen.

Der vermisste Vater war für Christa K. ein schlimmes Erlebnis, wie das so bei Kriegskindern ist, die nur noch eine halbe Familie haben. Das hat sie bis heute geprägt. „Ich bin ja inzwischen über 70 Jahre, und dann sollte man ja meinen, dass man diese Phasen längst bearbeitet hat, aber wenn Sie mich so fragen, dann kommt es doch wieder hoch, als wäre es immer noch ganz frisch.“ Christa K.s Mutter arbeitete als Krankenschwester im Neuköllner Krankenhaus. Charismatisch, mutig und großzügig galt sie ihr als Vorbild. Sie förderte ihre Tochter, wo sie nur konnte, drängte sie aber nie zu Dingen, die sie nicht wollte, sie sollte selbst entscheiden. Mit 18 entdeckte sie die Leidenschaft für den Reitsport, den sie nach fast 20 Jahren wegen eines Reitunfalls aufgeben musste.

Nach der Oberschule machte Christa K. eine Ausbildung zur Kindergärtnerin und Hortnerin am Pestalozzi-Fröbel-Haus (PFH), um eine Qualifikation für die Aufnahme an der Alice-Salomon-Fachhochschule zu bekommen. Eine Psychologin der Neuköllner Psychiatrie bot ihr noch in der Ausbildung an, die Beschäftigungstherapie in ihrer Abteilung aufzubauen, und ließ ihr freie Hand. Durch die Arbeit in der Psychiatrie erlebte sie, wie katastrophal die Verhältnisse damals waren. Sie entschloss sich aber, das Studium an der Alice-Salomon-Fachhochschule als Sozialarbeiterin zu beenden. Mit 25 Jahren fing sie an, in der Beratungsstelle für „Nerven und Gemütsleiden“ im Rathaus Schöneberg zu arbeiten. Mitte der 60er Jahre schritt Willy Brandt, wie natürlich alle anderen, die roten Treppen im Rathaus hoch. Es war spannend, mitten im Leben und ganz was Besonderes.

Christa K. lebt seit 52 Jahren mit ihrem Mann zusammen. Sie lernte ihn im Jazz-Club Riverboat am Fehrbelliner Platz kennen. Er hatte zuvor mehrere Freundinnen, sie hatte zuvor mehrere Freunde, so dass sie schon entscheiden konnte, ob er sich von anderen unterscheidet.



Wie sind Sie zu Ihrem Ehrenamt gekommen? Ich hab ja im Sozialpsychiatrischen Dienst gearbeitet. Dort habe ich im Laufe der Zeit an der Entwicklung verschiedener neuer Projekte mitgearbeitet und war vorher in der beschäftigungstherapeutischen Arbeit in der Psychiatrie in Neukölln tätig. Und dort habe ich gesehen, wie schlimm die Verhältnisse waren, da gab es ja noch einen Saal von psychisch Kranken mit 20 Betten! Kann man sich heute gar nicht vorstellen, mit Kindern, die schon im Kindesalter schwer geschädigt sind und Psychosen entwickelt haben. Also jedenfalls dachte ich, in diesem Bereich ist viel zu tun, das hat mich unheimlich interessiert.

Wann haben Sie angefangen, sich ehrenamtlich zu engagieren? Also ganz früh schon, gleich nach der Pensionierung. 2001 sind ja die Verbände gegründet worden, diese Verbundarbeit ist mir sehr ans Herz gewachsen. Im Rahmen meiner Arbeit bildete ich schon in den 80ern eine Arbeitsgruppe zur besseren Versorgung gerontopsychiatrisch erkrankter Menschen im Gesundheitshaus in Schöneberg. Wir betreuten ja nicht nur psychisch Kranke, sondern auch Suchtkranke und Menschen mit Demenz. Diese Arbeitsgruppe gehörte anfangs zu meiner Arbeit. Na ja, dann habe ich 2005 aufgehört zu arbeiten, und dann wollte ich weitermachen. Man lernt ja darüber ganz andere Menschen kennen. Ich bin nicht so der Typ, der dann zu Hause sitzt und anfängt zu stricken und zu batiken. Also, mein Bestreben war es, irgendwas zu tun, wo ich mich noch einbringen kann. Man lernt ja darüber Leute kennen, die würde ich sonst gar nicht kennenlernen. Man geht zu Vorträgen, und diese Auseinandersetzung auch mit geistigen Themen, das interessiert mich unheimlich. Das finde ich am Alter gerade spannend.

Wie empfinden Sie persönlich das Altwerden? Dass man immer wieder neue Dinge dazulernen kann und jetzt auch die Zeit hat, wenn man sie sich nimmt, etwas zu vertiefen und zu vervollständigen. Finde ich gut. Früher, in jungen Jahren, ach, da war man ja so verzettelt, also ich jedenfalls war ständig auf Achse. Obwohl Freunde von mir heute sagen: „Manchmal könntest du ja noch ‘nen Vollzeitjob machen.“ Ich bin jeden Tag Gott dankbar, dass es mir gutgeht. Diese Demut finde ich auch wichtig, dass man das zu schätzen weiß. Eine Art andere Phase in seinem Leben zu erleben, finde ich schon ganz gut, aber natürlich beschäftigt man sich mehr mit der Endlichkeit. Meine Mutter hat dafür gesorgt, dass ich den Tod nicht als erschreckend erlebe, sondern dass er zum Leben dazugehört. So habe ich erlebt, wie meine Großmutter zu Hause starb und ausgesegnet wurde.

Wie können wir uns Ihre ehrenamtliche Verbundarbeit praktisch vorstellen? Zu dem Geriatriisch-Gerontopsychiatrischen Verbund Schöneberg gehören derzeit 39 Mitglieder. Einrichtung aus den ambulanten, teil- und vollstationären Bereichen der Beratung Pflege und Behandlung. Die Mitglieder treffen sich in Verbundsitzungen und Arbeitsgruppen; zusammen mit einem Leistungsteam gilt es für mich diese vorzubereiten, sich für die Realisierung von Projekten und Durchführung von Öffentlichkeitsveranstaltungen einzusetzen, Informationen weiterzugeben, Kontakte zu pflegen innerhalb des Verbundes und nach außen innerhalb der Kommune und zu anderen Netzwerken bis hin zum Senat. Als Sprecherin des Verbundes habe ich natürlich die Interessen der Betroffenen, der Angehörigen und der Mitglieder des Verbundes zu vertreten und darauf zu achten, dass die Ziele des Verbundes erreicht und umgesetzt werden. Die Telefonnummer des Verbundes ist meine private, da es keine offizielle Stelle für die Verbundarbeit gibt und keiner der hauptberuflichen Verbundmitglieder

diese zusätzliche Arbeit leisten kann, so dass es mit der Nummer bei mir hängenblieb. Da hab ich gesagt: „Na gut, meine Telefonnummer, da bin ich mit einverstanden“, nachdem ich das hier mit meinem Mann intern abgesprochen habe. Denn manchmal geht er ans Telefon, und dann kommt da irgendein Anruf. Dann weiß er gar nichts damit anzufangen. Sage ich: „Hier ist ein Stift, ein Block, und dann schreibst du auf, ich melde mich.“ Also das funktioniert schon. Aber meine E-Mail-Adresse, meine ganz private zu veröffentlichen, so weit geht die Liebe nun doch nicht. Da hab ich eine Grenze.

Rufen oft Menschen an, die Sie auch beraten? Ja, häufiger mit unterschiedlichen Fragen. Vorgestern hat mich zum Beispiel jemand angerufen und gesagt: Wir leben zu acht in einer 1½ Zimmer-Wohnung, ob ich ihm nicht eine Wohnung vermitteln könnte.

Da frage ich: „Wie kommen Sie denn da zu mir?“ Aber dann kümmer ich mich und sage: „Wenden Sie sich mal da und da hin.“ Das empfinde ich schon als meine Aufgabe und nicht einfach zu sagen: „Ich bin nicht zuständig“, und das war es. Nein, so kann ich damit nicht umgehen.

Welche Einstellung haben Sie zum Ehrenamt? Ich finde, solange man lebt, muss man sich für seine Umwelt auch interessieren, das ist so eine Bürgerpflicht. Seit ein paar Jahren bin ich auch daran interessiert, dass es dem Umfeld, in dem ich wohne, und mir in dem Umfeld gutgeht. Deshalb engagiere ich mich da jetzt auch.

Woher nehmen Sie den Elan für Ihre ehrenamtliche Arbeit? Nur zu Hause zu sitzen oder im Kaffeehaus Zeitung zu lesen, reicht mir nicht. Also wie gesagt, ich brauche was. Da gibt es ja auch Reibungsflächen. Ich glaube, es liegt daran, ob man in der Lage ist, Ideen zu entwickeln und für eine Sache zu brennen. Letztens war ich im Demenzforum, in der Landesvertretung von Sachsen-Anhalt. Na ja, wo höre ich denn sonst so was! Anregungen von anderen, von Ärzten, wie zum Beispiel „Rooming-In“. Das war bisher noch gar nicht für Menschen mit einer Demenzerkrankung gedacht. Für Kinder kennt man das ja, aber nicht für Alzheimerpatienten! Mich interessiert alles, was so lebendig ist.

Wie viel Zeit nimmt das ungefähr in Anspruch? Ist ganz unterschiedlich. Also zehn Stunden in der Woche bestimmt, meist mehr, weil mir liegt ja auch daran, Dinge vorzubereiten oder Kontakte zu knüpfen und Netzwerke aufzubauen.



Wenn ich Sie richtig verstehe, gehört zu Ihrem Ehrenamt auch viel Verwaltung? Ja, wenn ich hier jeden Tag meine Mails lese und gucke, welche gebe ich an wen weiter und in welcher Form? Und an welchem Punkt kann ich alleine antworten und wann nicht? Ich bin ja nun ein Mensch, der gerne selber entscheidet (lacht). Muss ich einfach so sagen! In so einer Verbundarbeit muss man immer das Votum der anderen einholen, und das ist mitunter sehr langwierig und zähflüssig.

Was ist Ihnen persönlich im Rahmen ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit wichtig? Dass die Arbeit im Verbund so weitergeht, daran bin ich interessiert, das Netzwerk auszuweiten und neue Kontakte zu knüpfen. Die Verbände starten Aktionen wie zum Beispiel zum selbstbestimmten Woh-



nen im Alter, um ein Quartier neu zu gestalten und Lücken zu schließen. Dafür setze ich mich ein. Die AG Schöneberg-Nord, in der ich mitarbeite, unterstützt die Aktionen. Da bin ich liebend gerne, in der sind so engagierte Leute. Also ich liebe diese AG-Arbeit.

Schlussbemerkung: Wir werden von Frau K. schon unten auf der Straße in Charlottenburg empfangen, damit wir den Eingang nicht suchen müssen. Uns erwartet ein gedeckter Kaffeetisch mit Himbeertorte und frisch geschlagener Sahne. Ein paar Tage nach dem Interview treffen wir sie auf dem Sommerfest in der Steinmetzstraße, wo sie Flyer für den Verbund verteilt. Kurz darauf auch auf einer Tagung der Charité zum Thema: „Lebensperspektive sehr alter Menschen.“



Das Singen mit Kindern: Das ist genau das, was mir gefehlt hat.

Heinz-Jürgen W., geboren 1941 in Berlin
Singpate in einer Kita

Heinz-Jürgen W. ist 1941 in Berlin-Lankwitz geboren. Seine Mutter trennte sich schon früh von seinem Vater, den er nie kennenlernen sollte. Sein Vater fiel im Zweiten Weltkrieg, und alles was er erfuhr, war sein Name, nicht einmal über das Standesamt erhielt er mehr Informationen. Er wuchs bei seiner Großmutter auf, während seine Mutter im Krankenhaus arbeitete. Seine Mutter lernte zwar später andere Männer kennen, aber keiner konnte ihm den Vater ersetzen. Nachdem das Haus der Familie in Marienfelde zerbombt wurde, blieb den beiden nur noch die Evakuierung, um zu überleben. Man schickte sie in die Tschechoslowakei, und statt Freundschaften gab es für Heinz-Jürgen W. hier und auch später in Berlin nur Schlägereien und Streitereien mit anderen Jungs. So war seine Kindheit alles andere als schön. Nach dem Krieg besuchte er bis zur elften Klasse die Beethoven-Schule in Lankwitz. Mit dem Abschluss der Mittleren Reife verließ er mit sechzehn Jahren die Schule und wollte raus aus Berlin: als Schiffsjunge bei der Christlichen Seefahrt anheuern. Doch auf hoher See wurde ihm schnell klar, dass die Arbeit als Schiffsjunge alles andere als ein Abenteuer war. So kam er 1958 zurück nach Berlin und wollte einen ordentlichen Beruf lernen. Daraufhin entschied sich Heinz-Jürgen W., zur Polizei zu gehen; er zog in die Kaserne in Lankwitz und absolvierte eine dreijährige Ausbildung im gehobenen Dienst. Später unterrichtete er an der Polizeischule in Ruhleben als Fachlehrer für Beamten-, Straf- und Polizeirecht sowie Eingriffsrechte und Verwaltungsrecht. Er arbeitete leidenschaftlich gerne als Lehrer, hielt guten Kontakt zu seinen Schülern und förderte sie.



Nach rund 40 Dienstjahren war Heinz-Jürgen W. gesundheitlich angeschlagen und froh, als er 1997 vorzeitig in den Ruhestand gehen konnte. Nicht selten opferte er seinen Urlaub für das Korrigieren der rund 70 Arbeiten seiner Schüler. Geheiratet hatte er 1968, seine Frau brachte einen Sohn aus erster Ehe mit, den er adoptierte. Als Pensionär unternahm er 1999 mit seiner Frau eine Schiffsreise, die sein Leben von Grund auf verändern sollte. Diese Zeit beschreibt er als einen entscheidenden Wendepunkt in seinem Leben, denn er entdeckte das Spirituelle für sich. Seine Frau zog da nicht mit. So ließen sie sich nach 32 Jahren Ehe scheiden und gingen einvernehmlich auseinander. 2003 lernte er dann seine Lebenspartnerin Margot kennen.

Das Ehrenamt als Singpate steht in enger Beziehung zu seiner Biographie: „Ich lebe meine Kindheit hier noch mal. Was ich als Singpate erlebe, lässt mein inneres Kind vor Freude hüpfen und springen.“

Was ist ein Singpate? Das ist ein Mensch, der regelmäßig mit Kindern zusammen singt und sich mit ihnen freut. Zum Beispiel: Das „Frösche-Lied“ habe ich erst in der Kindertagesstätte kennengelernt. Das hat mich fasziniert, weil da so viel Albernheiten und Leben drinstecken. Die Kinder können sich gut dazu bewegen, laufen in alle Ecken und kommen wieder zurück in den Kreis. Es ist erstaunlich, mit welcher Lautstärke die Kinder anfangen zu quaken und immer lauter werden. Ohne zugestopfte Ohren hält man das nicht lange aus. Die Kraft, die in den Kindern steckt, kommt heraus wie eine Explosion, aber wenn es kurz darauf um den Mond geht, werden alle wieder ganz ruhig und leise. Dieser Wechsel im Lied fasziniert mich.



Wie wird man Singpate? Zuerst habe ich ein paar Jahre im Marienfelder Kantorei-Chor gesungen, konnte aber keine Noten lesen. Vom Blatt singen kann ich nach wie vor nicht, doch wenn ich zwei- bis dreimal eine Melodie höre, kann ich sie sofort wiedergeben. Meine Stimme habe ich erst sehr spät kennen und würdigen gelernt. Das Singen mit den Kindern in der Kita ist mein krönender Abschluss.

Zu dem Amt bin ich über meine Fußpflegerin gekommen, sie ist auch Singpatin und erzählte mir: „Da gibt es den Verein ‚Canto Elementar‘, komm doch mal mit.“ So lernte ich das Programm von „Canto Elementar“, (Netzwerk zur Förderung der Alltagskultur des Singens e. V.) kennen, und das war's! Das Singen mit Kindern: Das ist genau das, was mir gefehlt hat.

Warum wollten Sie unbedingt etwas mit Kindern machen? Ich hab ja nach 1999 mehrere spirituelle Seminare gemacht, unter anderem auch eine Fahrt nach Portugal. Da gibt es ein Friedens- und Heilungsbiotop „Tamera“, in dem Frieden mit allen Lebewesen gelebt wird: mit allen Tieren, allen Menschen und allen Pflanzen. Und dort gab es ein Häuschen für Ratten. Da ging ich hinein, ich stellte mich vor und hab die Tiere gefragt: „Was wird in Zukunft meine Aufgabe sein?“ Sobald ich davon erzähle, kriege ich nach wie vor eine Gänsehaut. Was dann kam, war erst mal Stille. Irgendwann huschten ein paar Schatten hin und her, und dann kam Leben in das Häuschen. Auf einmal tauchten vor mir kleine Rattenkinder auf, die eine regelrechte Show veranstalteten. Nach 30 Sekunden waren sie weg. Was sagt mir das? Irgendwas wird mit Kindern, ich muss etwas mit Kindern machen.

Wie sieht die Schulung zum Singpaten aus? Wir wurden von „Canto Elementar“ geschult und lernten auch eine vom Verein entwickelte Liederfibel mit neuen Kinderliedern kennen. Dieses Liederbuch war die Urquelle, doch kleben wir nicht nur an dem Buch, sondern bringen auch unsere eigenen Vorstellungen mit ein. Neue und alte Kinderlieder, Aktionslieder wie zum Beispiel das „Schornsteinfeger-Lied“, das ist eine richtig große Geschichte. Und die kann man wunderbar mit den Kindern pantomimisch darstellen.

Wie läuft eine Singstunde mit den Kindern ab? Meistens kommen die Kleinen zu uns und rufen: „Ihr könnt kommen!“ Wir gehen mit unseren Stühlen unterm Arm in den großen Raum. Da sitzen die Kinder schon im Kreis, und einige halten einen Platz für uns frei. „Hierher, Singpaten!“ Sobald wir sitzen, singen wir mit ihnen „Guten Morgen in diesem Haus“, das ist das offizielle Begrüßungslied von der Kindertagesstätte in Friedenau, und dann kommt unser Programm. Heute ging es um den Frühling mit dem Lied „Jetzt fängt das schöne Frühjahr an“. Da sind immer Aktionen mit dabei, mit Bewegung wie über die Stühle steigen. Wenn ich ihnen was vormache, sind die Kinder sofort dabei. Das habe ich natürlich als Lehrer bei der Polizei gelernt, die Schüler zu bewegen, sie zu begeistern, so dass der Funke überspringt.

Welche Erfahrungen haben Sie mit Ihrem Ehrenamt als Singpate gemacht? Für die Kinder in der Kita ist das Begeisterung pur. Die Rückmeldung kommt auch sofort von den Erzieherinnen und der Leiterin der Kindertagesstätte Magdalene Giese, die ist absolute Spitze. Und das Verhältnis zwischen Ehrenamtlichen und den Erzieherinnen ist hier einfach gut. Negative Erfahrungen?



Da müsste ich so ein bisschen was an den Haaren herbeiziehen, einen schlechten Tag hat jeder mal. Ich kann nur sagen, ich erlebe die schönste Zeit meines Lebens, und das erfüllt mich total.

Haben Sie Kontakt zu anderen Ehrenamtlichen? Wir Singpaten treffen uns regelmäßig in größerer Runde und tauschen uns aus. Darunter sind Frauen und Männer, denen die Interaktion mit den Kindern Spaß macht. Eines unserer Ziele ist es, dass Kinder auf spielerischen Wegen ein Gefühl für Melodien entwickeln können, ohne Leistungsdruck. Die meisten unserer ehrenamtlichen Singpaten sind Mitglied in einem Chor.

Wie viel Zeit verwenden Sie für das Ehrenamt? Jeden Dienstag singen wir gemeinsam von neun bis dreiviertel zehn. Jetzt wo Ostern vor der Tür steht, singen wir auch draußen auf der Marienhöhe. Da werden dann Ostereier versteckt, und wir singen dort mit den Kindern.

Wie kann man andere dazu bringen, sich zu engagieren? Sie brauchen Freude daran, etwas geben zu können. Ob das nun beim Ehrenamt ist oder ob Sie privat irgendetwas weitergeben: Ihre Freundlichkeit, Ihre Offenheit, Ihre Herzlichkeit oder Ihre Persönlichkeit, einfach das, was Sie geben können. Je mehr Sie geben, desto mehr kommt zurück. Das ist meine Erfahrung. Wenn Sie jedoch sagen: „Ich bin in Rente, jetzt mache ich nichts mehr“, das ist der falsche Weg, der führt ins Loch. Einfach nichts tun, das ist kein Leben mehr. Das ist existieren, aber das ist nicht das Leben.

Wo sind Sie noch aktiv? Ich mache den Gemeindebesuchsdienst in Marienfelde, da besuche ich pro Monat fünf bis sechs Senioren ab 80 zu ihren Geburtstagen. Ja, die binde ich mir gerne ans Bein. Denn dabei lerne ich die unterschiedlichsten Menschen kennen. 80-jährige, die nicht mehr geradeaus laufen können oder völlig immobil sind, oder aber fast 100-jährige, die noch frisch, fromm und fit wie ein Turnschuh sind.

Muss man vor dem Alter Angst haben? (Er lacht schallend) Im Gegenteil! Das Leben wird immer schöner. Dass man keine Angst vor dem Alter haben muss, das versuche ich auch meiner Partnerin Margot immer wieder zu vermitteln und auch vorzuleben. Denn sie hat Angst vor dem Alter.

Was machen Sie in Ihrer Freizeit? Ich bin gerne gejoggt und habe gerne Federball gespielt, heute sind Radfahren und Tanzen meine Freude. Ansonsten habe ich immer sehr gerne klassische Musik gehört. Eine Zeit lang wohnte ich bei einem Dirigenten zur Untermiete, der mir auch das Gefühl für Klassik vermittelte. Zwei Tage in der Woche bin ich in meiner Wohnung in Marienfelde, ansonsten lebe ich bei meiner Partnerin Margot in Tempelhof. Wir sind schon seit 13 Jahren glücklich zusammen.

Schlussbemerkung: Als wir in die Kita Fregestraße kommen, hören wir die Kinder schon auf dem Flur singen. Wir setzen uns in den Kreis, doch die Kinder lassen sich nicht von uns ablenken, sie singen gerade das „Frösche-Lied“. Die Begeisterung des Singpaten Heinz-Jürgen W., der mit ihnen singt spielt und tanzt, überträgt sich unmittelbar auf sie und auch auf uns. Als die Stunde zu Ende ist, lernen wir mehrere Singpaten kennen, anschließend kommen wir mit Heinz-Jürgen W. ins Gespräch.



Die Vorarbeit zu einem Theaterstück, das ist das Entscheidende

Heidi F., geboren 1943 in Berlin-Spandau
Theater der Erfahrungen

Heidi F. wurde 1943 in Berlin-Spandau geboren. Sie ist die mittlere von drei Töchtern. Ihr Vater Friedrich Z., der als Schriftsetzer im Ullsteinhaus arbeitete, kam schwer verletzt und traumatisiert aus dem Krieg zurück.

Die Familie lebte zusammen mit den aus Ostpreußen geflüchteten Großeltern und wurde zweimal ausgebombt. Daraufhin wohnten sie bis 1956 in Notunterkünften: zuerst auf der Trabrennbahn Ruhleben und anschließend in der gegenüberliegenden Kaserne.

Die Liebe zum Theater entdeckte Heidi F., als sie in der sechsten Klasse das Stück „O sole mio“ einstudierte, in dem sie die Hauptrolle übernahm. Nach der Mittleren Reife wollte sie gerne Modezeichnerin werden, doch für eine Ausbildung am Lette-Verein fehlte den Eltern das Geld. Stattdessen erhielt sie vom Arbeitsamt den Rat, Schaufenstergestalterin zu werden, doch alle großen Kaufhäuser weigerten sich vehement, Mädchen in diesem Beruf auszubilden. Am Ende stellte das Schuhhaus Leiser sie ein, doch dort hatte sie monatelang nichts anderes tun, als das Außenlager aufzuräumen. Erst nachdem sie sich beschwert hatte und fast ihren Job verlor, durfte sie ihr erstes Schaufenster dekorieren. Noch in der Lehre lernte Heidi F. ihren zukünftigen Mann Klaus in der Straßenbahn kennen. Er studierte Bauingenieurwesen und arbeitete später als Architekt.

Kurz darauf wurde sie schwanger, was sie ihren Eltern verheimlichte. Ohne Erfolg, denn eines Tages fragte ihre Mutter: „Willst du dein Kind eigentlich unehelich zur Welt bringen?“ Die Eltern setzten kurzerhand ihrer Tochter die Pistole auf die Brust und verlangten, dass sie und Klaus heiraten sollten. Da sie nicht wusste, wohin, willigten schließlich beide ein und heirateten 1963.

Nach der Geburt von Natascha kam bald ihre zweite Tochter Ilka zur Welt. Doch auf die Dauer fühlte sich Heidi F. als Hausfrau und Mutter nicht wohl und versuchte, sich aus der Abhängigkeit ihres Mannes zu befreien. Zurück in ihren alten Beruf konnte sie nicht, stattdessen entschied sie sich mit knapp 30 für eine Umschulung als Krankenschwester im St. Joseph Krankenhaus. Fortan arbeitete sie im Schichtdienst; vor allem die Arbeit auf der Intensivstation gefiel ihr. Doch sie und ihr Mann lebten sich immer weiter auseinander und trennten sich nach 16 Jahren Ehe. Mit dem Einverständnis ihrer Töchter zog Heidi F. 1981 in ihre erste Wohngemeinschaft mit einer Freundin. Sie lernte neue Partner kennen, doch daraus ergab sich keine feste Lebensbeziehung.

Heidi F. arbeitete bis 2006 als Krankenschwester und ist froh darüber, dass sie heute ihre Wohnung in Kreuzberg für sich hat.



Wie sind Sie zu Ihrem Ehrenamt gekommen? Angefangen hat das in den neunziger Jahren im theaterpädagogischen Kreativhaus auf der Fischerinsel in Mitte, da hat mich mal ein Freund von mir zu einem Pantomime-Kurs mitgenommen. Das war mein Einstieg ins Theaterspielen. Die Kurse dort kosteten zwar was, doch das war erschwinglich. Sogar meine Tochter, die zu der Zeit schon über 20 war, hat mitgemacht und geschwärmt. Unter anderem entwickelten wir das Stück „Auf eigene Faust“, darin ging es um Grete und Faust. Viele von uns kamen aus Ostberlin und brachten sehr gute Kenntnisse über Goethes „Faust“ mit, ich dagegen hatte keinen Schimmer und eignete mir erst mal das Wissen an. Damals in der Schule hatte mich das nur genervt, das wurde im Deutschunterricht so dröge vermittelt. Gemeinsam mit einem Profischauspieler erarbeiteten wir die Szenen, und es kam zu tollen Aufführungen. Aus einem einfachen Kurs wurden viele Jahre Theaterarbeit; bis zu meinem Wechsel war das für mich eine bewegte und kreative Zeit.

Als ich älter wurde, bekam ich über einen Workshop Kontakt zum „Theater der Erfahrungen“ in Lichtenrade. In diesem Altentheaterprojekt bin ich jetzt mindestens 10 Jahre. Unter dem Dach des „Theaters der Erfahrungen“ sind drei feste Schauspielerguppen: „Spätzünder“, „Ostschwung“ und „Bunte Zellen“. Die gibt's weit über 30 Jahre, und die treten auch in anderen Städten auf, manchmal sogar im Ausland. Meine Gruppe dagegen ist nur in Berlin aktiv, wir spielen zum Beispiel in Zehlendorf oder Kladow. Unsere Stücke entwickeln wir selbst.

Neben den Proben und Auftritten mache ich auch einmal die Woche beim „Bewegungstheater“ mit, eine ehemalige Tänzerin leitet die kreative Gruppe. Dort spielen wir Theater ohne Text, und das Ganze ist auf Senioren abgestimmt: sehr viel Körperarbeit, Konzentrationsübungen, Improvisation und Choreographien. Wir üben zusammen Schrittabfolgen und Bewegungsabläufe, was mir manchmal nicht so leicht fällt. Da bin ich aktiv, unsere Gruppe ist oft einfach fröhlich beisammen, das ist mir wichtig.

Was ist Ihre Aufgabe außerhalb der Bühne? Mal treten wir in Begegnungsstätten wie Bürgertreffs auf, aber auch in Altenheimen, und bekommen ein super Feedback vom Publikum. Es ist natürlich ohne Gage, das ist ehrenamtlich.

Nach unseren Auftritten spenden die Leute gerne etwas, davon gehen wir hinterher zusammen essen. Ich schlüpfte in die Rolle der Marlene und gehe mit einem goldenen Marlene-Dietrich-Zylinder herum. Unterstützt werde ich dabei von dem weiblichen „Carl Valentin“ mit 'ner schwarzen Melone.

Was motiviert Sie bei der Theaterarbeit? Dass ich die Möglichkeit habe, einfach in den verschiedenen Gruppen mitzumachen, und das unter der Anleitung eines professionellen Theaterpädagogen.

Was gefällt Ihnen dabei am besten? Die Vorarbeit zu einem Theaterstück, das ist das Entscheidende. Gerade sind wir dabei, uns mit den Kindheitserziehungstugenden und -untugenden zu beschäftigen, und da kommt bei mir vieles aus der Kindheit wieder hoch. Da gibt es diese Zorn-Szene, beim letzten Mal haben wir lange über die Variationen von Zorn diskutiert.

Dabei fiel mir plötzlich wieder eine Situation ein: Mit 13 oder 14 kam ich zu spät nach Hause, mein Vater prügelte auf mich ein und brüllte los. Der war so ein Choleriker. Doch diesmal blieb ich stehen, wehrte mich und schrie laut: „Schluss! Du hörst jetzt auf!“ Daraufhin stutzte mein Vater und hat mich nie wieder geschlagen.

Welches Stück haben Sie gerade aufgeführt? In Zusammenarbeit mit dem Jugendmuseum in der Hauptstraße hat das „Theater der Erfahrungen“ eine Inszenierung auf die Beine gestellt, in der alle Räume des Museums bespielt wurden. Das Stück handelt von den sogenannten Schöneberger Millionenbauern, die nach der Reichsgründung 1871 mit dem Verkauf ihres Landes steinreich wurden. Sie bauten sich großzügige Stadtvillen, von denen heute nur noch wenige in der Hauptstraße zu sehen sind. Unser Theaterstück erzählt von dem verarmten Adel und den millionenschweren Bauern. So überlegte sich der Adel, sich durch Heiratspolitik aus der Misere zu befreien. Die Bauern gehörten damals zum Pöbel, dem man erst mal Erziehung beibringen musste. Die Bauern setzten von nun an auf Bildung, und der Adel unterrichtete. Im Zentrum unseres Stücks stehen Vater und Sohn, die adelig sind. Der Vater befiehlt dem Sohn, eine Bauerstochter zu heiraten. Obwohl der Sohn bereits mit einer Adligen liiert ist, wird er gezwungen zu gehorchen. Denn der Stand muss gewahrt bleiben, sonst hätten sie alles verloren. Der junge Mann weiß weder ein noch aus, kommt nicht raus aus der Nummer. Das ist eine Szene. Wir, in der Rolle der Adelligen, standen oben auf der Wendeltreppe des Museums, und unten tanzten und vergnügten sich die Bauern.

Wie viel Zeit verwenden Sie für Ihr Ehrenamt? Das ist unterschiedlich. Kontinuierlich ist jeden Mittwoch Probe von drei Uhr bis halb sechs. Dazu kommen Sonderproben und die Auftritte. Außerdem helfe ich auch bei anderen Aktionen im „Theater der Erfahrungen“. Eine Mitakteurin von uns organisiert oft Verkaufsstände mit selbstgemachter Marmelade, Schnaps, Selbstgestricktem und Schmuck. Vor der Aufführung bieten wir das zum Verkauf an, die Einnahmen gehen an den Förderverein des „Theaters der Erfahrungen“.

Wo sind Sie noch aktiv? Bevor ich zur Theaterarbeit kam, engagierte ich mich einmal die Woche als Lesepatin. Ich stellte mich in einer Schule am Anhalter Bahnhof vor, betreute eine vierte Grundschulklasse, die Kinder waren begeistert. Ich bestand darauf, in einer Gruppe mit vier Kindern etwas vorzulesen. Dazu meldeten sich die Schüler freiwillig bei mir an. Am Ende hatte ich die Idee, dass wir daraus eine Veranstaltung machen könnten: Der Reihe nach kommt einer auf die Bühne und liest etwas vor. Die drei anderen sind das Publikum und sollen beurteilen, wie sie das fanden und wie man was besser machen könnte. Das Rollenspiel fiel mir erst relativ spät ein, aber gerade das schlug bei den Schülern ein wie eine Bombe. Die Klasse begleitete ich zwei Jahre lang.



Wie macht sich das Alter bemerkbar? Das Alter merke ich, wenn ich mir meine alten Fotos ansehe. Und mir fällt auf, dass ich in bestimmten Situationen dünnhäutiger geworden bin, manchmal überfällt mich auch die Traurigkeit. Dagegen versuche ich anzugehen, sobald ich nach draußen gehe, ist es wieder o. k.

Was machen Sie in Ihrer Freizeit? Gartenarbeit und viel Fahrradfahren sind bei mir angesagt. Außerdem fröne ich meiner Leidenschaft: dem Malen. Ich bin in einer Malgruppe in Lichtenfelde aktiv. Oft arbeite ich an Porträts von Frauen, die ich stark verfremde. Dabei experimentiere ich gerne mit Acrylfarbe und Spatel. Auch die Steinbearbeitung mit Speckstein macht mir Spaß. Was noch?



Ich gehe mit Freunden zusammen ins Theater, wir sehen uns vor allem Stücke in Off-Theatern an.

Haben Sie ein Lebensmotto? Leben und leben lassen.

Schlussbemerkung: Wir besuchen Heidi F. in ihrer Altbauwohnung in Kreuzberg, mit sehr persönlichen Bildern, mit hellen Möbeln und Blick auf den Viktoriapark. An der Wand hängt ein Foto von Marlene Dietrich, der sie täuschend ähnlich sieht. Bei Kaffee und Tee erzählt sie sehr offen aus ihrem Leben; sie ist stolz auf ihre Töchter und ihre Enkeltochter.



Ich will ein halbes Jahrhundert ehrenamtliche Tätigkeit vollmachen

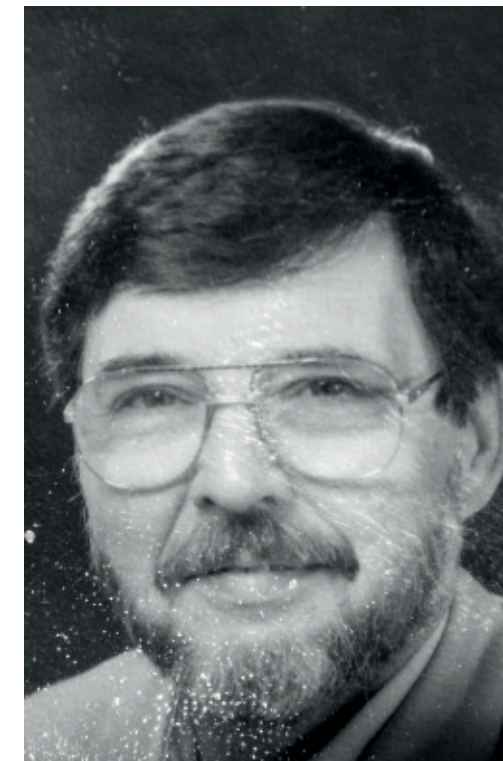
Gunter B. geboren 1944 in Güstrow, lebt seit 1946 in Berlin
Gratulationsbeauftragter

Gunter B. ist 1944, ein Jahr vor Kriegsende, in Güstrow geboren und bezeichnet sich deshalb als „Rucksackberliner“. Die Eltern waren mit seiner vier Jahre älteren Schwester vor dem Bombenkrieg aus Berlin geflohen und kamen bei einer Tante in Güstrow unter. Als er zwei Jahre alt war, verstarben zuerst die Mutter und dann auch der Vater, da es nach dem Krieg keine Medikamente mehr gab. Seine Mutter starb an Diphtherie und sein Vater an einer nicht behandelten Diabetes. Als Vollwaisen übernahm die Großmutter Charlotte K. die Erziehung der Geschwister in Berlin. Einen Großvater gab es nicht. Anfangs wohnten sie im Ostteil der Stadt in Mitte, genau an der Grenze zwischen Ost und West. Das Mietshaus lag unmittelbar an der U-Bahnstation „Walter-Ulbricht-Stadion“, die später in „Stadion der Weltjugend“ umbenannt wurde. In den 50er Jahren fuhr die U-Bahn noch von Ost nach West.

Um die Familie zu ernähren, ging die Großmutter bei der CDU in der SBZ/DDR (Sowjetische Besatzungszone) putzen. Sie tat alles, was in ihren Kräften stand, für ihre Enkelkinder. Da Gunter B. und seine Schwester im Westteil der Stadt zur Schule gingen, übte die Ostregierung per Brief Druck auf die Großmutter aus: Beide Kinder sollten unverzüglich wieder im Ostteil der Stadt eingeschult werden. Daraufhin tagte der Familienrat, und sie entschlossen sich, gemeinsam in den Westen zu gehen. Über Umwege bekamen sie dort eine Wohnung in Reinickendorf, in der sie lange Zeit lebten. Da seine Schwester die Oberschule besuchte, musste Gunter B. aus Kostengründen die Schule bereits nach der Mittleren Reife abschließen und begann eine Lehre. Statt seines Traumberufes Flugzeugmechaniker, für den die Ausbildung nur in Westdeutschland möglich war, lernte er Elektromechaniker.

Nachdem er ein paar Jahre bei der Berliner Maschinenbau AG arbeitete, wechselte er den Betrieb und wurde Hauselektriker bei der ersten Discountkette Berlins „Doktor Jogi“. Parallel dazu wollte er gegen den Willen seiner Großmutter eine Familie gründen. Ihr missfiel, dass seine erste Frau drei Kinder mit in die Ehe brachte. Doch mit 21 Jahren war Gunter B. volljährig und blieb bei seiner Entscheidung. Nach der Heirat bekamen sie einen gemeinsamen Sohn, doch die Ehe hielt nur acht Jahre. Nach der Scheidung zog er wieder mit der Großmutter zusammen.

Seine zweite Frau lernte er auf einer politischen Veranstaltung in Malente kennen und lieben. Sie lebten 24 Jahre in wilder Ehe, bevor sie sich zu einer Heirat entschlossen. Sie haben eine gemeinsame Tochter und zwei Enkelkinder. Während sich seine Frau um die Enkel kümmert, widmet sich Gunter B. seinem Ehrenamt als Gratulationsbeauftragter.



Ab welchem Alter gratulieren Sie den Senioren und wie läuft das ab? Früher ging das schon mit 80 Jahren los. Irgendwann wurde das Einstiegsalter aufgesetzt, meiner Meinung nach aus finanziellen Gründen. Heute geht es mit 85 Jahren los, und dann kommt eine fünf Jahre lange Pause. Ab 90 kommen wir jedes Jahr zum Gratulieren. Das läuft dann so ab: Man meldet sich vorher bei den Leuten an, meistens telefonisch. Dann unterhält man sich ein bisschen, ob sie gerne wollen, dass man vorbeikommt. In den Heimen ist das einfacher, da geht man persönlich vorbei und fragt sie. Ungefähr 60 Prozent der Leute sagen mir: „Ach nein, ich kriege schon so viel Besuch“ oder „Ach nein, ich bin verreist zu meinem Geburtstag.“ Das seh ich ein, ich bin auch immer weg, wenn die bucklige Verwandtschaft sich ankündigt.



Wie sind Sie zu dem Amt gekommen? Na, wie der Hund zum Floh kommt. Es lief irgendwo eine politische Veranstaltung, da ist man damals hingegangen, man war ja politisch interessiert. Und dort sprach mich der Stadtrat Gräff an. Er erklärte mir, dass sie Bürger für ein Ehrenamt suchen, er hat mich sozusagen an den Kanthaken gekriegt und mich überredet, in den ehrenamtlichen Dienst einzusteigen. Da sagte ich: „Na, gut. Zeit ham wa noch 'nen bisschen über, können wir ja mal probieren.“ Aus dem Probieren ist nu eine etwas längere Zeit geworden.

Ich bin seit 1973 dabei, das ist immer die erste Frage, die mir gestellt wird. Inzwischen hab ich 'ne goldene Ehrennadel der Stadt Berlin bekommen.

Was gibt Ihnen das Ehrenamt persönlich? Ein bisschen Befriedigung, dass ich einfach sage, ich tu was. Denn es geht ja in meinen Augen alles den Bach runter. Allet wird runtergefahren! Und dit ist für mich so 'n kleines Erlebnis, wo ich sage: „Mensch, das war mal schön.“ So wie heute der 105. Geburtstag von Frau S., da zehre ich drei, vier Wochen von. Man braucht doch nur mal mit den öffentlichen Verkehrsmitteln fahren. Da kümmert sich keiner um den andern. Ein bisschen netter sollte man doch miteinander umgehen.

Haben Sie Kontakt zu anderen Ehrenamtlichen? Immer im November findet für uns Ehrenamtliche eine Dankeschön-Veranstaltung statt, im „Best Western“ gleich da am Steglitzer Kreisel. Im letzten Jahr war Frau Kaddatz, Stadträtin für Senioren, Soziales und Kultur, das erste Mal dabei, hat sich uns vorgestellt und auf mich einen guten Eindruck gemacht. Sonst hat man nicht so viel mit den Stadträtinnen und Stadträten des Bezirks zu tun.

Welche Erfahrungen haben Sie mit Ihrem Ehrenamt gemacht?

Positives. Na einfach, dass man bedingt durch die Tätigkeit einigen Bürgern ein bisschen helfen und sie unterstützen konnte. Da gab es eine sehr hochbetagte Dame, die alleinstehend war, die Hütte ganz verwohnt. Und da konnte man schon wat für sie anleiern. Da gab's damals noch solche Möbellager. Von dort haben wir ihr besorgt, was se neu brauchte: 'Ne Couch, Sessel, Tisch. Ist ja oft so, irgendwann sterben die Bekannten weg, und denn ist man auf einmal alleine. So hat man Kontakt aufgebaut, ihr geholfen, so dass ihre Wohnung renoviert wurde. Das sind so kleine, schöne Erlebnisse. Negative Erfahrungen hatte ich nicht. Eher was Trauriges. Vor sechs Wochen war ich im Seniorenheim in Schöneberg, um zu fragen, wer sich was zu seinem Geburtstag wünscht. Da saß auch meine kleene Frau B., kurz vor ihrem 103. Geburtstag. Sie war eine lustige und agile Frau, die sich immer freute, wenn sie einen sah. Ich dachte: „Ach schön, sie ist noch da. Und sie hat ja auch bald Geburtstag.“ Ein paar Wochen später gehe ich wieder ins Seniorenheim und sehe da ein Buch liegen. Gucke rein und denke, Mensch, die kennste doch: Frau B. und ihre Kondolenzliste. Sie verstarb drei Wochen vor ihrem Geburtstag. Wenn man jetzt 5 oder 10 Jahre die Leute kannte, ist das schon traurig. Frau B. mit ihren 102 Jahren, das ist ja ooch ein Wahnsinnsalter. Man hat sich öfter und länger gesehen, bloß, man denkt nicht dran, dass das irgendwann vorbei ist. Jetzt fällt mir noch was ein. Für die Geschenke habe ich acht Euro zur Verfügung, und viele wollen Pflegemittel haben. Nu kauf ich



bei Duschgel und Creme nicht die teuren Marken, wenn ich ein gleichwertiges Produkt bekommen kann, was preisgünstiger ist. Für das Geld bekomme ich vier Teile. Nu regen sich alle im Amt uff, nein es sollen nur maximal zwei Teile sein. Dafür hab ich kein Verständnis: Ich besorge weiterhin vier Teile. Sehr bürokratisch sind auch die Vorgaben: man soll den festgesetzten Betrag für die Geschenke fast auf den Cent genau einhalten und zeitnah zum Geburtstag einkaufen. Doch bekomme ich bestimmte Geschenkverpackungen oder günstige Angebote nicht das ganze Jahr über. Wenn sich jetzt noch mal einer bei mir beschwert, dann führ ich ein Gespräch mit der Stadträtin. Dass das so nicht geht. Da schwillt mir der Kamm.

Wie viel Zeit verwenden Sie für das Ehrenamt? Na ja, man kommt so auf 10 bis 15 Stunden ungefähr im Monat. Manchmal ist es ein bisschen weniger, manchmal mehr. Rundgerechnet brauche ich auch noch vier Stunden für die Verwaltung, die Briefe vorbereiten, Geld einstecken für die Leute und am Ende die Abrechnung und das allet. Man kommt im Durchschnitt so auf acht Gratulationen pro Monat, in einem anderen Monat sind es dann nur drei.

Wo sind Sie ehrenamtlich im Einsatz? In Schöneberg, da wohne ich, und seit 'ner ganzen Zeit auch in Tempelhof. Nachdem die Bezirke zusammengelegt wurden, sind auch die Sozialkommissionen (Sokos) neu gegliedert worden. Da rief mich Frau F. von der Soko Tempelhof an und fragte: „Herr B., können Sie oder wollen Sie mal kommissarisch die Tempelhofer Sozialkommission übernehmen? Ich hab zurzeit keinen, der das Amt übernehmen kann.“ So kommt man dazu! Aber man muss ja unterstützen, gerade wenn das so 'ne Nette ist. Die hat ja ooch allet eng auf dem Amt. Wenn mir das keinen Spaß mehr machen würde, dann würd ich das Ehrenamt aufgeben. Ich will ein halbes Jahrhundert ehrenamtliche Tätigkeit vollmachen. Das sind noch ungefähr 8 Jahre, det müsste ooch klappen.

Ist das Alter eine Bürde? Nö, also ich muss sagen, das Alter seh ich nicht als Bürde. Da ist Frau S. mit 105 ein gutes Beispiel. Bei anderen Menschen sehe ich das kritischer: Leute mit Mitte 90, die nicht mehr wissen, was los ist, und komplett hilflos sind. Die Demenz kommt auch noch hinzu, denn muss ich sagen, da hat Gott irgendwas nicht richtig gemacht.

Was machen Sie in Ihrer Freizeit? Wir verreisen gerne am Wochenende, ein bisschen Brandenburg abklappern, und wir haben auch noch unseren Garten. Nur wenn's nicht pressiert mit der ehrenamtlichen Tätigkeit. Man fährt auch nicht jedes Wochenende weg. Oper und Theater, aber ganz spezielle Stücke nur, wenn wir wissen, dass das keine modern inszenierten Stücke sind. Das ist nicht mehr meine Welt. Da liegen meine Frau und ich auf der gleichen Wellenlänge. Vorher fragen wir immer an der Kasse, was für eine Inszenierung kommt, ob alt oder neu.

Schlussbemerkung: Den ersten Teil unseres Interviews übernimmt das Geburtstagskind Klara S., der Gunter B. an diesem Tag zu ihrem 105. Geburtstag gratuliert. Als das Geburtstagskind von ihrem 66-jährigen Sohn erzählt, flachst Herr B.: „Der ist ja noch ein jungscher Hüpfen, mit 66, da fängt das Leben an.“ Nach einem Geburtstagsständchen interviewen wir Herrn B. Von unseren 20 Interviewten ist er mit am längsten ehrenamtlich aktiv. Wir erfahren, dass er sich seit über 40 Jahren ehrenamtlich im Bezirk Tempelhof Schöneberg engagiert.



Man muss ständig was Neues versuchen

Horst G., geboren 1941 in der Nähe von Cottbus, lebt seit 1962 in Berlin
PC-Fachmann im Nachbarschaftshaus

Horst G. ist in Proschim, einem kleinen Ort in der Nähe von Spremberg in Brandenburg, geboren. In Haidemühl besuchte er von 1948 bis 1956 die Grundschule. Seine Kindheit und Jugend waren überschattet vom Tod des Vaters, der im Zweiten Weltkrieg fiel. Er bekam 1944 einen jüngeren Bruder, der jedoch schon als Kleinkind starb. Seine Mutter schlug sich nach dem Krieg als Näherin und Kellnerin durch und heiratete 1948 wieder. Doch mit dem Stiefvater hatte Horst G. große Probleme, so dass er mit 18 Jahren sein Elternhaus verließ. Nach der Schule folgte eine dreijährige Lehre als Schlosser in der VEB-Zentralwerkstatt in Welzow. In dem Großbetrieb lernte er u. a. Bergbaugeräte zu reparieren und alte Dampflokomotiven umzubauen. Während seiner Lehrzeit begeisterte sich Horst G. für das Rudern und Segeln. So entstand der Wunsch, zur Marine zu gehen, doch als Brillenträger hatte er keine Chance. Stattdessen bewarb er sich 1959 bei der Bereitschaftspolizei. Die Ausbildung absolvierte er in Stalinstadt, dem heutigen Eisenhüttenstadt. Nach kurzer Zeit wurde er in die Nachrichtenabteilung versetzt, ein Gebiet, das ihn bis heute fasziniert. Gern wäre Horst G. Waffenoffizier geworden, da er sich für die Mechanik der Waffen begeisterte, allerdings weniger für das Schießen, wie er betont. Stattdessen arbeitete er im Chiffrierdienst, aber alles was er dort tat und erfuhr, hält er bis heute streng geheim. 1962 wurde er zum Kommando der Bereitschaftspolizei in Berlin-Karlshorst versetzt. Anfangs logierte er in einem Ledigenwohnheim am Nordbahnhof. Nach Auflösung der Bereitschaftspolizei im Juni 1962 wurde er von der NVA (Nationale Volksarmee der DDR) übernommen. Dort holte er die Mittlere Reife nach und bestand nach einem vierjährigen Besuch der Volkshochschule sein Abitur. Des Weiteren erwarb er den Facharbeiterbrief als Fernmeldemechaniker. Danach folgte sein vierjähriges Fernstudium, das er als Diplom-Ingenieur in Berlin abschloss. Er war Mitglied der SED (Sozialistische Einheitspartei Deutschlands), war aber kein besonders guter Genosse, weil er immer die Realität mit dem täglichen Leben verglich. 1971 wurde er nach einer 12-jährigen Dienstzeit als Funkmeister aus der NVA entlassen. Seine Uniform überließ er nach der Wende dem DDR-Museum in Mitte. 1964 lernte er seine Frau bei einem Faschingsfest kennen, das von der FDJ-Gruppe (Freie Deutsche Jugend) organisiert wurde. Renate G. ist gebürtige Dresdnerin, die beiden heirateten drei Jahre später und bekamen einen Sohn. Die digitale Technik und das Programmieren eignete sich Horst G. autodidaktisch an. Mehr Zeit dafür hatte er, nachdem er mit 65 Jahren in Rente ging. Im Bezirk Französisch Buchholz leben er und seine Frau seit acht Jahren. Seit drei Jahren engagiert sich Horst G. als PC-Fachmann im Nachbarschaftszentrum Amtshaus Buchholz.



Sie haben im Nachbarschaftszentrum ehrenamtlich einen Computerraum eingerichtet? Der Raum im ersten Stock eignete sich hervorragend. Die Computer, die hier stehen, hab ich nach und nach selber zusammengebaut. Ich habe teilweise etwas bei Ebay erstanden und so aus alten Computern und Einzelteilen funktionstüchtige Computer zusammengebaut. 100 € habe ich symbolisch vom Amtshaus bekommen, obwohl der Wert bedeutend höher ist. Zwei Computer sind noch mein Eigentum, alle anderen gehören jetzt dem Nachbarschaftszentrum.

Was sind Ihre ehrenamtlichen Aufgaben als PC-Fachmann? Im Nachbarschaftszentrum Französisch Buchholz führe ich Computer-Lehrgänge jeweils Montag und Mittwoch durch. Des Weiteren bin ich für die Homepage zuständig, die finden Sie unter: www.amtshaus-buchholz.de. Ich hab sie ganz neu aufgebaut und betreue sie auch. Erstellt habe ich sie mit dem Programm typo3, damit wird ja auch in der Industrie gearbeitet. Vorher gab es zwar eine Homepage, aber die war uralt und wurde jahrelang nicht aktualisiert. Ich habe die Homepage übernommen und immer peu à peu daran gearbeitet. Jetzt gibt es ein übersichtliches Menü und neue Elemente wie die Besucherzählung. Ich stelle aktuelle Fotos für neue Veranstaltungen online. Das Material bekomme ich vom Haus. Demnächst erscheint eine neue Broschüre fürs Nachbarschaftszentrum, die baue ich so ein, dass man sie ganz einfach herunterladen kann. Was ich auch ehrenamtlich mache: Ich helfe bei Computerproblemen und übernehme diverse Reparaturen. Zum Beispiel der Schatzmeister vom Verein Nordlicht, der suchte mal wieder vergeblich nach seinen Dateien. Ich hatte irgendwann keine Lust mehr, ständig in seine Wohnung zu laufen, so fand ich die Dateien mit Hilfe einer installierten Fernwartung auf seinem Computer. Einer der Ältesten, der mit Computerproblemen zu mir kam, ist der fast 90-jährige Horst S. Wir kennen uns sehr lange, daraus ist auch mittlerweile eine Freundschaft geworden. Herr S. ist Mitbegründer des jüdischen Vereins „Child Survivors Deutschland – Überlebende Kinder der Shoah“ (vgl. S. 60 Gerhard B.). Er ist einer der wenigen jüdischen Kinder, die die Nazizeit überlebten. Menschen wie ihm helfe ich sehr gerne. Weitere Probleme der Leute sind die Textverarbeitung und vor allem das Surfen im Internet. Gerade ältere Computernutzer haben große Angst davor, im Netz Fehler mit weitreichenden Folgen zu machen. Ist auch berechtigt, denn die Internetkriminalität nimmt ständig zu, Anfragen von fremden Bankinstituten zum Beispiel, die jeder Nutzer sofort löschen sollte. Ich versuche ihnen so gut es geht die Angst zu nehmen, erkläre ihnen, worauf sie unbedingt achten müssen, und gebe Tipps. Außerdem biete ich seit kurzem einmal im Monat einen Computer-Stammtisch an, da kann sich jeder über Fragen zur Hard- und Software informieren und austauschen.

Wie sind Sie zu dem Amt gekommen? Vorher war ich in Pankow in der Schönholzer Straße tätig und leitete dort Lehrgänge über die digitale Fotobearbeitung. Doch in der alten Institution gefiel es mir nicht mehr. Kurz darauf sprach mich die ehemalige Leiterin des Amtshauses Andrea an: „Ich brauche jemanden für das Nachbarschaftszentrum.“ Seitdem bin ich hier aktiv.

Warum engagieren Sie sich als PC-Fachmann? Weil mir das Spaß macht: Man muss, je älter man wird, viel mehr tun, als nur Kreuzworträtsel lösen. Man muss ständig was Neues versuchen. Und damit will ich auch in Zukunft nicht aufhören. Gerade habe ich einen Film für unseren Kleingarten fertig gemacht, dazu hatte ich unglaublich viel Material. Am liebsten filme ich mit 'nem ganz kleinen Apparat, das sind die feinsten Dinger. Am Ende ist daraus eine perfekte DVD mit Menü geworden.

Haben Sie auch negative Erfahrungen mit dem Ehrenamt gemacht? In meinen Computerkursen nicht, aber vor kurzem, als ich versuchte einem bei der Technik zu helfen. Zuerst hatte ich dem Mann einen Computer zusammengebaut, und er arbeitete darauf mit dem Betriebssystemen Linux und Windows. Irgendwas gefiel ihm nicht, also ging ich zu ihm nach Hause, sah mir alles an und schlug vor: „Na gut, dann kaufen wir ein neues ‚Mainboard‘“ (Herzstück eines jeden Computers) Ich kaufte ein neues im Fachhandel. Nachdem ich das bei ihm eingebaut hatte, spielte ich das Betriebssystem neu ein. Doch das war ihm nicht genug, er stellte fest: „Du, ich brauche noch das und das Programm.“ Ich installierte seine Programme erneut, aber dann wollte er mit einem Male noch „Facebook“ installiert haben, spätestens da sträubte sich bei mir so einiges. Damit nicht genug wollte er auch eine Version für das „Online-Banking“ haben, bei der man kein Passwort mehr braucht. Das fand ich wahnsinnig schlimm und streikte. „Online-Banking“ ohne ein Passwort, das kommt überhaupt nicht in Frage. Die Passwörter schützen, und man sollte sie unbedingt ab und zu wechseln.



Wie ist das Feedback in den Kursen? Viel Geduld muss man als Dozent haben, da bleibt Ihnen ja nichts weiter übrig. Man muss umsichtig mit ihren Problemen umgehen, auf keinen Fall wie ein Feldwebel bei der Armee auftreten. Man darf den Kursteilnehmern nicht zeigen, was sie alles noch nicht können. Einige sagten mir beim zweiten Kurstag: „Ach, ich hab's alles wieder vergessen.“ Dann rate ich: „Schreiben Sie sich das doch so auf, dass sie es auch nachvollziehen können.“

Wo sind Sie noch aktiv? Ich bin bei Nordlicht e.V. aktiv, das ist ein Kultur- und Bildungsverein in Französisch Buchholz. Dort bin ich Schriftführer und schreibe die Protokolle. Darüber hinaus bin ich noch Kleingärtner.

Wieviel Zeit verwenden Sie für das Ehrenamt? Zweimal in der Woche bin ich im Nachbarschaftszentrum. In der nächsten Woche geht es wieder los mit einem Kurs zur digitalen Fotobearbeitung. Die Homepage aktualisiere ich zu Hause, und im Haus warte ich die Computer.

Was fällt Ihnen zu dem Thema Alter ein? Mit meiner alten Grundschulklasse machen wir regelmäßig ein Klassentreffen zusammen mit den Ehepartnern. Im letzten Jahr hab ich das organisiert. Was da immer los ist! Bei uns ist richtig Stimmung. Doch das Erste, was wir festlegen ist: über

Krankheiten wird grundsätzlich nicht geredet. Denn jeder hat garantiert immer die beste auf Lager.

Was machen Sie in Ihrer Freizeit? Schon seit über 30 Jahren sind wir Mitglied in einem Saunaclub, da gehen meine Frau Renate und ich sehr gerne hin. Außerdem haben wir einen Kleingarten; bei der Gartenarbeit muss ich gerade etwas kürzertreten. Wenn wir nach Italien in den Urlaub fahren wollen, dann gebe ich das im Nachbarschaftszentrum rechtzeitig bekannt.

Haben Sie ein Lebensmotto? Ein Leben lang begleitet hat mich immer: Wissen und Technik. Ich guck mir bis heute wahnsinnig gerne die technischen Leistungen und Erfindungen von früher im



Fernsehen an. Was wir heutzutage an Technik haben, ist im Grunde genommen nichts weiter, als was findige Techniker und Mathematiker bereits vor 2000 Jahren konnten; was die im Kopf hatten, das ist unwahrscheinlich toll. Und das ohne Computer.

Schlussbemerkung: Horst G. zeigt uns im Nachbarschaftszentrums Französisch Buchholz stolz seinen professionell ausgestatteten Computerraum und erklärt uns am Rechner, wie er die Homepage aufgebaut hat. Mitten im Interview wundern wir uns über plötzlich einsetzende Kuckucksrufe, was die eher ernste Gesprächssituation aufbricht. Es stellt sich heraus, dass es der individuelle Klingelton von Herrn G.s Smartphone ist.



Die Familie sind immer die Künstler gewesen, und das ist auch heute noch so.

Viola S. geboren 1947 in Berlin-Dahlem
Kuratorin im Nachbarschaftshaus

Viola S. ist 1947 am Internationalen Frauentag (8. März) in Berlin geboren. Ihre frühe Kindheit verbrachte sie in Berlin-Dahlem, später in Kleinmachnow, bis die Familie in den 50er Jahren nach Pankow zog. Ihr Vater Herbert S. war Kommunist, Jude, Zeichner und Grafiker und hatte das Grauen der Nazizeit im KZ Buchenwald überlebt. Nach 1945 brachte er das Satiremagazin „Uhlenspiegel“ heraus. Seine Frau Eugenie S. war Bühnen- und Kostümbildnerin. Ihr Großvater Leo Spies war ein bekannter Komponist und Musiker. Er kaufte sich ein Fachwerkhäuschen in Ahrenshoop an der Ostsee, in dem Viola S. mit ihren Brüdern die Sommer verbrachte. Ahrenshoop ist immer ihr Sehnsuchtsort gewesen. Heute ist ihr bewusst, dass ihre Familie zu DDR-Zeiten ein sehr privilegiertes Leben führte. Ihre Familie sind auch immer die Künstler gewesen, und das ist auch heute noch so. Sie ist die älteste von drei Geschwistern. Der eine ist Musikwissenschaftler und der andere Fotograf, Mitbegründer der Agentur Ostkreuz und Lehrer an der gleichnamigen Fotoschule in Berlin-Weißensee.

Viola S. wollte Schauspielerin werden und bewarb sich an der Ernst-Busch-Schauspielschule. Sie kam zwar in die engere Wahl, ist aber bei der Aufnahmeprüfung durchgefallen. Anfang der 70er Jahre bekam sie ihren Sohn, den sie allein mit Unterstützung ihrer Mutter großzog und zu dem sie bis heute eine enge Beziehung pflegt.

Im Buchhandel war sie als Verkäuferin tätig, bis sie von Pankower Künstlern aufgefordert wurde, eine Ausstellung im Kulturhaus Pankow zu betreuen. Von da an, sie war gerade 23, arbeitete sie immer mit bildenden Künstlern zusammen. Da sie kein Mitglied der SED war, durfte sie die Galerie nicht leiten, dennoch kuratierte sie gemeinsam mit dem Künstlerischen Beirat zu DDR-Zeiten alle Ausstellungen des Kulturhauses. Sie förderte besonders Künstler, deren Kunst nicht immer staatskonform war, denn sie wollte den Sozialismus irgendwie „lebbär“ machen. Nach der Gründung von „Förderband e. V.“ im Herbst 1989 organisierte sie ab 1994 für den Verein an mehreren Orten in Prenzlauer Berg und Mitte Ausstellungen, u. a. im Großen Wasserspeicher.

Seit Mitte der 90er Jahre arbeitete sie mit in verschiedenen Maßnahmen und Projekten in Kunst- und Kultureinrichtungen. Dazwischen gab es Phasen der Arbeitslosigkeit. Ab 2004 übernahm sie die 2001 gegründete Galerie F92 im Nachbarschaftshaus Pfefferwerk und baute sie erfolgreich aus. Seit dieser Zeit leitete sie die Galerie F92 und führt sie seit der Rente ehrenamtlich fort. Die Arbeit als Kuratorin war ein „learning by doing“ und es ist nach wie vor das, was sie am liebsten macht: „Deshalb kann ich auch nicht richtig aufhören“, sagt sie lachend in unserem Gespräch.



Wie unterscheidet sich die Galerie F92 von einer kommerziellen Galerie? Die Galerie F92 ist wirklich sehr anders. Es ist eine Galerie mit wunderbaren Räumen in einem Community Center, bzw. Nachbarschaftshaus in Prenzlauer Berg. Hier kommen die unterschiedlichsten Menschen zusammen. Dieses Haus ist eine soziale Einrichtung mit Angeboten für Kinder und Erwachsene mit Sport, Yoga und Tanz.

Es ist sowohl ein Treffpunkt für Flüchtlinge, die hier Deutsch lernen, als auch ein Ort, an dem ungarische Familien, die in Berlin leben, Feste feiern. Das Nachbarschaftshaus Pfefferwerk ist ein sehr bewegtes und stark frequentiertes Haus in einem Stadtbezirk, der sich durch die Gentrifizierung verändert hat.



Was ist das Besondere an der Galerie? Es ist eine Arbeit, ähnlich, wie ich sie früher in dem Kulturhaus in Pankow gemacht habe. Auch in der Galerie F92 habe ich das Gefühl, hier sehen sich ganz viele Menschen bildende Kunst an, die sonst nicht unbedingt eine Galerie besuchen würden. Auch Kinder kommen in den wechselnden Ausstellungen bei uns mit Kunst in Berührung, das hat ganz gewiss einen Erziehungswert, und das war mir immer wichtig. Die Ausstellungen werden gut angenommen und genutzt, insofern sind wir keine kommerzielle Galerie. Wir sind eine gemeinnützige Einrichtung. Also ich verkaufe hier nichts, sondern ich vermittele nur zwischen Künstlern und Interessenten. Und ich habe selber am Ende nicht sehr viel davon, außer der Genugtuung, dass ich was für die Künstler getan habe. Für mich ist die Arbeit insofern sozial,

als sich die Künstler bei den Veranstaltungen und Eröffnungen treffen und austauschen können. Ich meine, bildende Künstler sind ja auch Alleinarbeiter. Es ist wichtig, sich hier zu begegnen, Gespräche zu führen und neue Kunst zu entdecken.

Wie sehen Sie Ihre ehrenamtliche Tätigkeit? Ich habe seit über 14 Jahren in diese Galerie eine bestimmte Qualität reingebracht, und die möchte ich nicht aufgeben. Da ich seit der Rente keine Unterstützung mehr vom Jobcenter für die Galerie bekam, habe ich mich bereit erklärt, die 7 Ausstellungen im Jahr für eine geringe Aufwandsentschädigung weiterhin zu kuratieren. Das Honorar kriegen andere schon für eine Rede, die sie bei einer Eröffnung halten. Auch Reden halte ich oft genug ohne Bezahlung. Weiterhin führe ich bis zu drei Veranstaltungen in zwei Monaten durch. Ja, das macht mir Spaß, und es ist auch wichtig, dass das jemand macht. Das ist die Geschichte meines Ehrenamts.

Wie viel Zeit verbringen Sie in der Galerie? Ich bin hier einen Tage in der Woche fest und im Wechsel mit den Künstlern an den Wochenenden, in der Zeit, in der die Ausstellungenräume geöffnet sind. Darüber hinaus natürlich in der Zeit, wenn die Ausstellungen gestaltet und aufgebaut werden.

Wie sehen Sie die Zukunft der Galerie? Ich habe mich jetzt entschieden, dass ich wirklich kürzertrete, weil meine Kraft weniger wird, so dass ich nur noch zwei Ausstellungen im Jahr plane: am Anfang und am Ende des Jahres. Von Mai bis August kann das Haus andere Projekte zeigen, wie zum Beispiel Ihr Projekt „Alterscoolness 70+: Zwanzig Berliner Ehrenamtliche im Porträt“.



Haben Sie Kontakte zu anderen Ehrenamtlichen? Ja, angefangen bei meinen Galerieprojekten, da helfen ja auch immer Leute mit. Zum Beispiel zu den Eröffnungen steht eine Freundin von mir an der Bar. Die macht das auch ehrenamtlich. Sie hat früher mit vielen Menschen und dem Theater zu tun gehabt und kommt unheimlich gern zu den Veranstaltungen. Wen kenne ich noch? Es gab immer Leute, die hier in dem Freundeskreis der Galerie arbeiten und ebenfalls was ehrenamtlich übernehmen. Allein die Künstler, die ihre Ausstellung aufbauen! In unserer nächsten Ausstellung stellt zum Beispiel Prof. Volker Pfüller aus. Er ist ein erfahrener Grafiker, Buchillustrator und Hochschullehrer. Gerade hatte er in Cottbus eine Riesenausstellung. Ich kenne den Künstler sehr lange, er ist immer

noch gut drauf. Beim Hängen der Kunstwerke bin ich aber auch nicht mehr so flott: immer Leiter hoch, Leiter runter. Deshalb habe ich zu ihm gesagt: „Volker, du musst mal welche von deinen Studenten oder junge Leute organisieren, die uns beim Aufbau helfen.“ Wenn man so will, sind die jungen Helfer auch Ehrenamtliche. Im Prinzip wird die Galerie und die Ausstellungstätigkeit von Ehrenamtlichen getragen.

Was bringt Ihnen die ehrenamtliche Tätigkeit persönlich? Sie macht mir Spaß. Denn ich möchte nicht alleine zu Hause sitzen und irgendwie vor mich hin mummeln oder so was, das ist mir nicht gegeben. Mehr sage ich nicht dazu.

Wo sind Sie noch aktiv? Ich wohne nicht weit von der Galerie entfernt, und meine schöne Altbauwohnung ist jetzt von der Modernisierung/Sanierung betroffen, das ist ganz gruselig. Die Hausbesitzer werden uns am Ende sicher vertreiben wollen, aber mal sehen, ob wir es schaffen. Wir kämpfen gerade dagegen an. In unserem Haus gibt es eine Bewegung, in der sich zum Glück viele wehren.

Wie empfinden Sie das Älterwerden? Sehen Sie dem gelassen entgegen? Gelassenheit? Das ist mir leider nicht gegeben (lacht laut). Ich bin so ein Irrwisch, das ist meine genetische Struktur, so dass es irgendwie immer rappelt. Trotzdem empfinde ich natürlich viele Sachen gemäßigter als früher. Und manche Dinge kann ich jetzt anders händeln. Bis auf die Zipperlein, die man eben im Alter bekommt, finde ich ein bisschen mehr Ausgeglichenheit ganz schön. Wenn sie denn da ist! Ich möchte aber auf gar keinen Fall noch mal so jung sein und das alles noch einmal durchmachen, was man so erlebt hat. Ich möchte nichts missen. Aber ich fühle mich halt nicht wie 70 oder wie man früher dachte: „Um Gottes willen, 70 – Asbach uralt.“ Ich fühle mich eher wie 60.

Haben Sie ein Lebensmotto? Ich wüsste nicht genau, was das ist. Na ja, es klingt jetzt vielleicht ein bisschen konstruiert: Menschen zusammenbringen und Austausch in jeglicher Beziehung ermöglichen: künstlerisch, literarisch, musikalisch. Dadurch entsteht immer wieder was Neues: Das ist eigentlich Leben. Und die andere Seite ist, dass Menschen was davon haben sollen, wenn sie mit Kunst in Berührung kommen, möglichst von klein auf. Ja, das ist vielleicht so ein bisschen mein Lebensmotto. Das hab ich schon immer gemacht und auch immer ganz gut gekonnt.

Schlussbemerkung: Wir treffen Viola S. an einem Sonnabendnachmittag in den Räumen der Galerie F92 im Pfefferwerk. Mit der aktuellen Ausstellung „70 Jahre – 70 Künstler“ feiert die Galeristin ihren 70. Geburtstag und blickt damit auf ihre fast 50-jährige Tätigkeit in Galerien zurück. Eines der beeindruckendsten Werke ist das Porträt von Bertolt Brecht, gezeichnet von ihrem Vater Herbert S. Ihr universales Wissen über die Kunst in der DDR aus allen Sparten lässt uns am Ende ein wenig vom Thema „Ehrenamt“ abschweifen. Viele der Künstler aus der DDR kennt Viola S. persönlich und ist mit ihnen befreundet. Das ist ein guter Schlusspunkt.



Jetzt brauch ich nur noch was Schönes, was fürs Herz!

Sabine S., 1946 in Falkensee in Brandenburg geboren, sie lebt seit 1975 in Berlin
Unterstützung für Familien mit Babys

Sabine S. ist 1946 in Falkensee im Havelland geboren. Ihre Mutter war Hausfrau und ihr Vater wurde im Zweiten Weltkrieg als Zahlmeister eingezogen. Ihre Schwester war ein Jahr älter, ihr jüngerer Bruder wurde genau wie sie erst nach dem Krieg geboren.

Die Familie floh in ein Lager nach Überlingen am Bodensee. Für Sabine S. eine wunderschöne Zeit, weil es dort so viele Kinder zum Spielen gab. Ihr Vater wurde in Überlingen Lagerleiter und war anschließend in Freiburg für die Musterung der jungen Bundeswehranwärter zuständig. Sabine S. erinnert sich, dass der Vater den Kindern oft Anekdoten aus dem Krieg erzählte, so dass der Krieg für sie zunächst positiv besetzt war. Ihre Kindheit fand eigentlich außerhalb der Familie statt, mit anderen Kindern und in der Schule. Hier fühlte sie sich wohl und akzeptiert, anders als bei ihrer Mutter, mit der sie später den Kontakt ganz abbrach. Den größten Teil ihrer Schulzeit verbrachte sie bis zum Abitur in Freiburg im Breisgau. Chemie, Mathe und die Naturwissenschaften fielen ihr leicht. In Karlsruhe studierte sie für das Lehramt in Grund- und Volksschulen.

Während des Referendariats in Berlin lernte sie ihren Mann kennen und zog mit ihm nach Baden-Württemberg. 1972 adoptierten sie ihren Sohn Felix. Ihre Mutter hatte kein Verständnis für Felix: „Der hat ja wildes Blut“, kommentierte sie die Adoption. 73 und 75 kamen ihre beiden Töchter Friederike und Anne auf die Welt. Dann zogen sie zurück nach Berlin, weil ihr Mann sich dort selbständig machen wollte. Seitdem lebt Sabine S. hier.

Nach zwölf Jahren Ehe reichte er die Scheidung ein. Sabine S. arbeitete 25 Jahre überwiegend als Chemie-, Mathe- und Biologielehrerin an einer Hauptschule in Neukölln. Es machte ihr Freude, denn sie war immer gerne Lehrerin. Eine Mediationsausbildung entlastete sie dort bei Konflikten. Nach ihrer Krebserkrankung wechselte sie an eine Hauptschule in Lichterfelde, in der projektorientiert unterrichtet wurde.

Sie ist mit 61 Jahren in Rente gegangen, um mit ihrem neuen Partner gemeinsame Radreisen unternehmen zu können. Ohne ihn hätte sie länger als Lehrerin gearbeitet. Als ihre Enkelkinder auf die Welt kamen, wollte sie viel Zeit mit ihnen verbringen. Ihr Lebenspartner konnte schwer damit umgehen. Seit einigen Jahren lebt sie allein, und bis heute engagiert sie sich ehrenamtlich in Familien mit Zwillingen oder Drillingen.



Wie sind Sie denn zum Ehrenamt gekommen? Als ich aufgehört habe zu arbeiten, dachte ich: Das ist ja nun langweilig. Da war ich 61 Jahre alt, das war vor 10 Jahren. Beim Ehrenamt dachte ich zuerst an Greenpeace oder den BUND. Dann habe ich mich im Internet informiert, was es so ehrenamtlich gibt, und bin auf Wellcome gestoßen. Und dachte: Jetzt brauche ich nur noch was Schönes, nur noch was fürs Herz, nichts mehr, wo ich den Kopf anstrengen muss. Ich gehe gern spazieren, und ich denke, ich kann gut mit Kindern umgehen.

Warum die Organisation Wellcome? Ich denke, man muss früh anfangen, damit es den Müttern und den Kindern gutgeht, das habe ich auch als Lehrerin an der Hauptschule gesehen. Allen Eltern geht es mal so, dass die Kinder schreien und dadurch die Eltern durch ihre Übermüdung völlig fertig und überlastet sind. Es bringt eine Entlastung in die Familien, denn sie wissen, jetzt kommt morgen oder übermorgen wieder jemand und nimmt die Kinder für drei Stunden. Insbesondere die Mutter weiß, jetzt kann ich die drei Stunden mal ausschlafen oder alleine sein und für mich was machen.

Wie oft besuchen Sie die Familien? Früher habe ich an zwei Vormittagen in der Woche eine Familie besucht. Viele Familien sagen: „Ein Tag würde mir reichen!“ Deswegen gehe ich nur noch einen Vormittag. Viele der Ehrenamtlichen besuchen die Familien nur zwei Stunden, aber ich finde zwei Stunden zu kurz. Ich gehe immer drei Stunden, denn zwei Stunden sind doch gar nichts. Innerhalb von drei Stunden kann man schon mal schlafen oder zum Friseur gehen. Ich finde, das entlastet sie mehr.

Welche Erfahrungen haben Sie mit dem Ehrenamt gemacht? Die erste Mutter, die ich betreute, die hatte Zwillinge. Ich habe nie einzelne Kinder betreut, immer Zwillinge oder Drillinge. Zu der Zeit bekam meine Tochter Friederike gerade ihr erstes Baby. Sie konnte ich fragen. Die Mutter mit den Zwillingen wollte die Kinder baden, und da habe ich eben Friederike angerufen: „Gibt es irgendwas Neues, wie man Kinder hält oder badet?“ Da haben wir darüber gesprochen, und ich konnte mich noch mal rückversichern, was sich verändert hat. Beispielsweise, dass man die Kinder heute nicht mehr auf den Bauch legt, denn früher haben wir die Kinder immer auf den Bauch zum Schlafen gelegt. Das sind diese Kleinigkeiten.

Wie kommt es, dass Sie immer Zwillinge und Drillinge betreuen? Ich mag immer sehen, wenn die Kinder größer werden, wie sie sich entwickeln, was sich da so alles tut, das ist einfach spannend zu sehen. Bei den Mehrlingen betreuen wir die Familien über Wellcome bis zu einem Jahr. Bei Einzelnen haben wir sie nur so vier, fünf Monate, bis sie gerade anfangen, mehr zu agieren. Deswegen hab ich ganz oft Drillinge gehabt. Die ersten Drillinge, die ich hatte, habe ich noch neben Wellcome betreut, bis sie fünf Jahre alt waren. Ich bin mit ihnen in den Zoo und schwimmen gegangen.

Wie sieht der Kontakt zu den Eltern aus? Also manchmal wollen mich die Mütter so sehr in die Familie einbinden, da muss ich immer so ein bisschen stoppen. Ich bin keine Familienangehörige, ich will nicht mit ihnen abends noch Pizza essen gehen. Bei den anderen Familien war klar, die Babys waren fertig angezogen, ich hab sie übernommen und nach drei Stunden wieder zurückgebracht.

Gab es früher bei Ihnen ein Vorbild oder Menschen, die sich auch ehrenamtlich engagiert haben? Ich besuchte mit einem Bekannten Freunde von ihm in England. Und die erzählten, sie arbeiten ehrenamtlich. Sie waren selbst noch im Beruf und waren nebenbei ehrenamtlich tätig. Das hat mich völlig erstaunt, weil ich so was gar nicht kannte. In meinem Lebensumfeld gab es keinen ehrenamtlich Tätigen. Ich glaube, das war für mich so mit der Auslöser, dass man sich ehrenamtlich engagieren kann.

Haben Sie denn auch Kontakt zu anderen Ehrenamtlichen? Also von Wellcome aus zwei, da treffen wir uns unregelmäßig, aber seit letzter Woche wollen wir uns regelmäßig zu einem Stammtisch treffen. Wir waren in Schöneberg mal 25, und nun sind wir nur noch 15, doch die Zahl fluktuiert ja auch.

Wie beschreiben Sie denn Ihre Tätigkeit, wenn Sie von Freunden oder der Familie gefragt werden? Ich gehe mit Babys spazieren.

Hat es irgendwas mit Ihrer Biographie zu tun, dass Sie diese Art von Ehrenamt für sich ausgewählt haben? Das habe ich mir auch schon überlegt, weil ich wusste, dass die Frage kommt (wir lachen alle). Ich denke, dass ich mir manchmal eine Oma gewünscht hätte, als ich mit meinen drei Kindern alleine war. Meine Mutter war in Freiburg, ich war in Berlin. Und das wäre schon praktisch gewesen, manchmal jemanden in Berlin zu haben. Aber deswegen mache ich trotzdem nicht Oma-Dienst.

Aus meiner Erfahrung als Lehrerin denke ich, man muss klein anfangen, damit es den Müttern und den Kindern gutgeht. In der Schule hatte ich viel mit vernachlässigten Kindern zu tun.

Würden Sie das Altwerden eher als ein Geschenk oder als eine Bürde ansehen? Also eine Bürde wird es dann werden, wenn man nicht mehr beweglich ist. Im Moment bin ich das ja noch, und deswegen ist es keine Bürde.

In Ihrer Freizeit malen Sie, gab es einen Anlass? Ich hatte eine eigene Klasse und sollte plötzlich Malen unterrichten (alle lachen)! Zeichnen und Kunst! Und dann dachte ich: Wie geht denn das? Und da habe ich eine Kollegin und Freundin gefragt, die mir ein paar Themen sagte und welche



Kreiden ich nehmen kann, und dann habe ich damit angefangen. Meine Kollegin ging dann in ein Sabbatjahr und war nicht mehr zu befragen. Ich stand vor dem ersten Bild, das die Schüler gemalt haben, und ich konnte nur sagen „schön“ oder „nett“ oder nix. Dadurch war es in der Klasse sehr unruhig. In den Ferien belegte ich einen Zeichen- und Malkurs, nahm aber mein Fahrrad mit, weil ich dachte, wenn das Malen mir zu blöd ist, dann fahre ich lieber Fahrrad, als dass ich da so ewig lange rummale.

Und das war einfach toll! Ich hatte Glück und traf auf eine besonders gute Künstlerin, die den Kurs leitete. Ich hatte keine Ahnung von Licht und Schatten oder wie man etwas rund malt. Nix wusste ich! Wie so ein Kind habe ich gemalt. Zurück in der Schule, konnte ich mit den Schülern das machen, was



ich gelernt hatte, so arbeiteten die Schüler intensiv und gut mit. Später konnte ich mit ihnen sogar ins Museum gehen und Bilder besprechen. Einmal im Jahr unternehme ich mit je zwei oder drei Enkeln eine Malreise nach Brandenburg.

Schlussbemerkung: Wir treffen Sabine S. am Abend in ihrer Wohnung am Volkspark. Ein Tisch mit Leckereien empfängt uns, und wir genießen den Blick über die Dächer von Berlin. An den Wänden hängen großformatige abstrakte Acrylbilder. Im Laufe des Interviews erfahren wir, dass sie die Bilder selbst gemalt hat. Ein paar Tage später begleiten wir Sabine S. mit Zwillingen zum Streichelzoo in ein Altersheim in Friedenau. Die Kinder genießen den Ausflug sichtlich.



Was heißt Jude, was heißt Christ, was heißt Muslim? Mensch muss er sein.

Gerhard B. geboren 1928 in Wien, er lebt seit 1967 in Berlin
Beratung für geflüchtete Menschen in Spandau

Gerhard B. wurde 1928 in Wien geboren. Seine Eltern lernten sich an der Universität kennen und heirateten 1925. Seine Mutter Cäcilie entstammte einer jüdisch-sozialistischen Arbeiterfamilie, deren Tradition Gerhard B. bis heute aufrecht erhält. Sein Vater Oscar B. kam aus einer wohlhabenden Wiener Familie, studierte Anglistik und arbeitete als Studienrat. Mit nur sechs Jahren nahm die Kindheit von Gerhard B. ein jähes Ende. Denn 1934 schoss das Bundesheer auf den Gemeindebau, in dem seine Familie wohnte. Im Gymnasium, das er durch einen Glücksfall 1938 bis 1942 noch besuchen durfte, musste Gerhard B. in der letzten Reihe auf der „Judenbank“ sitzen. Überlebt hat Gerhard B. die Zeit des Nationalsozialismus, weil er, wie er sagt, zum „privilegierten Personenkreis“ gehörte. Auf der „Wannseekonferenz“ 1942 wurde nicht darüber entschieden, was mit sogenannten „Mischlingen ersten Grades“ geschehen sollte. Im selben Jahr musste er von der Schule und leistete zunächst Zwangsarbeit, anschließend kam er in ein Arbeitslager. Von seiner Familie mütterlicherseits überlebten nur eine Tante und seine Mutter. Sein Vater starb gegen Ende des Krieges. Im Juli 45 ging Gerhard B., um seinen Abschluss zu machen, für einen Monat an seine alte Schule. Dort traf er auf die alten Lehrer, die er noch mit Parteiabzeichen kannte, und auf die Mitschüler, die bei der Heimatflak eingesetzt worden waren. Er dagegen kam aus dem Lager. Diese vier Wochen waren ein Trauma, das er nicht vergessen kann. Nach dem Abitur studierte er Latein, Griechisch und deutsche Geschichte in Wien. Mit dem Staatsexamen und der Promotion in der Tasche ging er aus beruflichen Gründen nach München und lehrte bis 1966 Wissenschaftsgeschichte an der Bayerischen Akademie. Ein Jahr später bekam er einen Ruf nach Berlin an das Institut für Medizingeschichte der Freien Universität, wo er bis heute als Medizinhistoriker und Historiker lehrt. Während seines Studiums lernte er seine erste Frau Charlotte kennen, mit der er drei Kinder bekam. Doch die Ehe scheiterte. Nach der Trennung von seiner zweiten Frau Ulla machte er eine schwere Lebenskrise durch. Seitdem beschäftigt er sich intensiver mit seiner jüdischen Herkunft und engagiert sich aktiv in der jüdischen Gemeinde. Er heiratete ein drittes Mal: Lilly S., mit der er bis zu ihrem Tod 2008 die glücklichste Zeit seines Lebens verbrachte. Politisch bezeichnet er sich als überzeugten 68iger. An dem Tag, als Benno Ohnesorg 1967 erschossen wurde, stand er an der Deutschen Oper. Die muffige konservative Adenauerzeit mit dem wieder aufkeimenden Antisemitismus hatte er vorher schon hautnah erlebt. Nach der Spiegel-Affäre legte er schon in München sein österreichisches Parteibuch der SPÖ auf den Tisch und wurde ein aktives Mitglied in der SPD. Politisch aktiv ist er bis heute.



Wie kamen Sie zu Ihrem Ehrenamt? Von der Synagoge aus wollten wir etwas für die Geflüchteten organisieren. Wir waren von vornherein in Kontakt mit einer Moschee-Gemeinde, und eines Tages kam einer von IsraAID, das ist die Katastrophenschutzorganisation in Israel, auf uns zu. Er vermittelte uns zu einem Shelter, einer Notunterkunft mit tausend Menschen. Die Berliner Evangelische Stadtmission leitet dieses Flüchtlingszentrum Mertensstraße in einer ehemaligen Fabrikhalle in Spandau. Uns wurde Frau G. vorgestellt, eine Deutsche, die an der Hebräischen Universität von Jerusalem in Katastropheneinsatz ausgebildet wurde und 15 Jahre in arabisch-israelischen Projekten arbeitete. Sie begrüßte uns: „Auf Leute wie euch warten wir.“



Anfangs war ich einmal im Monat als Freiwilliger gemeinsam mit unserer Synagoge dabei. Eines Tages beschloss ich: „Das reicht mir nicht.“ Von da an war ich einmal in der Woche als Ehrenamtlicher in der Essensausgabe dort. Das war sehr gut, weil mich so alle kennenlernten. Beim nächsten Mal hieß es: Table Talk. Das heißt, ich ging zum Mittagessen und brauchte niemanden mehr zu fragen: „Darf ich mich dazusetzen?“, denn mich kannten ja alle und sagten: „Setz dich dazu.“ Daraus ist später ein Nachmittagsnachhilfunterricht geworden. Das hab ich einmal in der Woche gemacht, solange ich es gesundheitlich konnte. Der Weg nach Spandau dauert ungefähr eine Stunde, das ist in Berlin normal. Es ist insofern nicht so schlimm, weil die U-Bahn Linie 7 bis Spandau durchrauscht.

Was ist die Motivation für Ihr Engagement? Da gibt es zwei Ebenen: erstens, dass die Hilfe für den Fremden auch eine Mitzwa ist, ein jüdisches Gebot: „Fremder warst du in Ägypten.“ Das ist eines der Kerndinge, die zu unserer sozialen Arbeit gehören. Und die andere Ebene ist, dass wir uns im Klaren sind, dass da Menschen kommen, die von offizieller Seite in ihrem Land bestimmte politische Einimpfungen bekamen, die antizionistisch und antisemitisch sind. Uns ist es wichtig, dass sie Juden persönlich kennenlernen. Aus welchen Gründen auch immer, bin ich mit einem Foto in die „Jerusalem Post“ gekommen: „Shoah-Überlebender unterrichtet syrische Flüchtlinge in Deutsch.“ Als dann das israelische Fernsehen auch ein Interview wollte, war ich doch etwas zurückhaltend. Das ging natürlich nur mit Zustimmung der Betroffenen und der Institution, aber sie waren einverstanden. Ein TV-Reporter fragte den syrischen Flüchtling Machmud: „Und wie geht es dir mit dem Gerhard B., wenn du weißt, dass er Jude ist?“ Er antwortete: „Was heißt Jude, was heißt Christ, was heißt Muslim? Mensch muss er sein.“ Das sind genau die Ebenen, in denen ich mein Engagement sehe. Der Einsatz für die Unterprivilegierten und die Entrechteten, das ist etwas, das ich mitgebracht habe aus der Verfolgung und das schon immer für mich dagewesen ist. Mein Engagement hat seine Wurzeln in meiner Biographie.



Welche Erfahrungen haben Sie mit Ihrem Ehrenamt gemacht? Persönlich berührt mich zum Beispiel die Sache mit dem Machmud. Wir sind angehalten, möglichst nicht nachzufragen, um die Traumata nicht wieder lebendig werden zu lassen. Aber die Geflüchteten sprechen von selber. Sie sind unsere Gäste, und so werden sie behandelt. Es darf nicht gefragt werden, wer wird abgeschoben und wer nicht. Das steht nicht zur Debatte. Mit dem Kopftuch habe ich jetzt etwas verstehen gelernt. Das Kopftuch hat zweierlei Funktionen: Identität und Schutz. Das mit der Burka und Vollverschleierung ist eine andere Angelegenheit. Aber das Kopftuch, an das sollten wir uns bitte gewöhnen. Und ich möchte nur daran erinnern: Unsere Großmütter, soweit sie ländlich waren, gingen auch alle mit einem Kopftuch.

Was bedeutet das Ehrenamt im Judentum? Das Ehrenamt ist etwas, das in dieser Form von vornherein im Jüdischen angelegt ist, und ohne das Ehrenamt kann das jüdische Leben nicht existieren. Überall, wo es eine Gemeinde gibt, die funktioniert, wird es eine Chessed-Gruppe geben. Das sind Leute, die sich einsetzen und eine Liste haben, wen du wann überall ansprechen kannst.

Sie schauen genau, wer und was passt. Das ist Hilfe mit sehr viel Fingerspitzengefühl. Jeder, der sich bei uns meldet, ist ehrenamtlich dabei. Und je größer die Gruppe ist, desto besser. Mich nimmt zum Beispiel einmal im Monat Istan mit seinem Auto mit, wenn er in die Synagoge fährt.

Was machen Sie in Ihrer Freizeit? Da muss man fragen, was heißt Freizeit? Das findet alles in der Gemeinschaft statt. Ich bin ja in der Chessed-Gruppe und vollziehe Freizeit in der Gemeinschaft. Und wenn du in der Chessed-Gruppe bist, dann wirst du ehrenamtlich tätig sein. Wenn du in eine Partei gehst, dich für ein Amt wählen lässt, gehst du auch hinein, um ehrenamtlich tätig zu sein. Wenn du dich in den Synagogen-Vorstand wählen lässt, bist du bereit, dort ehrenamtlich tätig zu sein.

Muss man vor dem Alter Angst haben? Bis vor einem halben Jahr hatte ich die nicht. Und Angst ist auch nicht das Richtige. Du musst irgendwie versuchen, ein normales Leben weiterzuleben. Seit kurzem leide ich an Arthrose im linken Knie, der Meniskus ist kaputt, und ich habe ein Ödem im Bein.

Wo sind Sie noch aktiv? Bis vor einem halben Jahr habe ich Führungen in der Synagoge in der Oranienburger Straße gemacht. Das gehörte einfach zu meinen Aufgaben als Gabbai (das Amt einer jüdischen Person, die für den reibungslosen Ablauf in der Synagoge sorgt) dazu. Einmal im Monat bieten wir einen offenen Schabbat an, und da führte ich angemeldete Gruppen von 20 bis 30 Teilnehmern. Ich ging mit ihnen in den Betraum und erzählte meine Geschichte. Und ich war ja so unverschämt und fragte in die Runde: „Warum bist du da?“ So kamen wir sofort ins Gespräch. Außerdem mache ich Gutachten, gebe an der Charité bei den Historikern Seminare und übernehme die Betreuung von Arbeiten. Die Geschichtsstudenten kommen weiterhin mit ihren Master- und Bachelor-Arbeiten und den Promotionen zu mir, so als wäre ich nicht emeritiert. Als Gastwissenschaftler bin ich weiter in meiner alten Dienststelle an der Charité tätig und unterrichte bei den Historikern an der FU einerseits kritische Wissenschaftsgeschichte, andererseits jüdische Themen. In diesem Semester biete ich am Friedrich-Meinecke-Institut das Hauptseminar: „Im Schatten der Shoah. Jüdisches Leben in Deutschland im 20. Jahrhundert“ an.

Wie motiviert man Menschen dazu, sich für die Gesellschaft zu engagieren? Wir brauchen nur den letzten Report über Antisemitismus von der Friedrich-Ebert-Stiftung zu lesen. Ich muss ehrlich sagen, was da von rechts kommt, irritiert mich sehr. Wir müssen Demokratie neu erfinden. Und das können wir nicht allein, sondern nur zusammen. Und davor stehen wir derzeit in Europa. Und nicht nur in Europa, ich sehe gerade, dass die aktuelle Entwicklung ganz schwierig ist, und wir werden sehen, was dabei rauskommt, denn Demokratie kommt nicht aus der Steckdose.

Schlussbemerkung: Sein Wohnzimmer ist eine große Bibliothek. Nach einem ausgiebigen Frühstück führen wir ein sehr persönliches Gespräch mit Gerhard B. Seinen Ausweis der Hitlerjugend, in dem er als „Mischling ersten Grades“ bezeichnet wird, hat er aufgehoben und zeigt ihn uns. Er ist der Älteste unter den zwanzig porträtierten Ehrenamtlichen unserer Ausstellung: „Alterscoolness 70+“. Nach vier Stunden Interview fragen wir ihn nach seinem Lebensmotto: „Immer so zu handeln, dass, wenn du dich am nächsten Tag beim Rasieren im Spiegel anschaust, du dich nicht selber ansputzen musst.“



Ehrenamt? Das war einfach so eine Selbstverständlichkeit.

Helge L. geboren 1929 in Mengen an der Donau, lebt in Berlin seit 1979
Mitglied im Quartiersrat

Helge L. wurde 1929 im schwäbischen Mengen an der Donau geboren. Sie wuchs mit vier Schwestern und einem Bruder in einer katholischen Kleinstadt auf. Der Vater war Lehrer, die Mutter Hausfrau. Von den Luftangriffen im Krieg blieben sie weitgehend verschont. Eine für sie prägende Erinnerung sind die vielen Friedhofsgänge, die Trauerfeiern für die gefallenen Soldaten. Ihr Vater, Jahrgang 1891, war Schulleiter der Oberschule in Mengen, allerdings nur kommissarisch, da er nicht Mitglied der NSDAP war. Erst im letzten Kriegsjahr sah er sich noch zum Beitritt gezwungen. Aufgrund seines Alters wurde er nicht eingezogen. Helge L. besuchte die Schule des Vaters, was für sie nicht immer leicht war, denn er war sehr streng mit ihr. Er musste beweisen, dass er seine Kinder nicht bevorzugte. Sie war eine gute Schülerin, übersprang eine Klasse und ging nach 1945 in Sigmaringen zur Schule. In Sigmaringen, das nach 1945 zur französischen Besatzungszone gehörte, bot man ihr an, das Lehrereexamen innerhalb von zwei Jahren an der „École normale supérieure“ abzulegen. 1949 war sie „Volksschullehrerin“. Die Schulpraxis sah dann so aus, dass Helge L. auf dem Dorf u.a. acht Schulklassen mit 40 Kindern gleichzeitig unterrichtete. Anfang der 50er Jahre boten die USA im Rahmen des Marshallplans Lehrerinnen und Lehrern aller Schulstufen an, ein Jahr als „Trainee“ in den USA zu verbringen. Jährlich wurden 100 zugelassen. Helge L. gehörte zu ihnen und ging 1953 für neun Monate in die USA. Einige Jahre später bewarb sie sich bei einer internationalen katholischen Frauenorganisation (Auxiliaires féminines internationales), studierte in Brüssel und arbeitete 8 Jahre lang in Jordanien. Dort unterstützte sie ein Entwicklungsprojekt für Frauen. Helge L. arbeitete insgesamt 16 Jahre im Rahmen dieser Organisation mit Frauen aus verschiedenen Ländern, unter anderem auch im Libanon. In Amman unterrichtete sie zeitweilig auch Deutsch als Fremdsprache als Ortskraft beim Goethe-Institut, 1967 ging sie nach Beirut, um intensiv Arabisch zu lernen. 1970 kam Helge L. zurück nach Deutschland. Sie kramte ihre alten Lehrerexamina heraus und begann in Hamburg als Grundschullehrerin mit deutschen Kindern zu arbeiten. Eigentlich war das nicht ihr Ding, aber sie blieb sieben Jahre dabei. Die Geschäftsstelle des Weltfriedensdienstes in Berlin suchte für zwei Jahre eine Referentin für ein Palästina-Projekt. So zog sie 1979 von Hamburg nach Berlin, betreute das Palästina-Projekt und baute anschließend mit zwei Kolleginnen den Hauptschulabschlusslehrgang für ausländische Jugendliche in Schöneberg (HSA) auf, wo sie bis zu ihrer Rente 1993 arbeitete. Beim Weltfriedensdienst ist sie bis heute Mitglied. Außerdem engagierte sie sich im Quartiersrat und für palästinensische Jugendliche und Familien.



Was haben Sie ehrenamtlich gemacht? Das kam erst sehr viel später, aber ich habe hier im Halk Kösesi in der Crellestraße sehr bald Deutsch vor allem für kurdische und türkische Frauen unterrichtet. Das war dreimal die Woche vier oder fünf Stunden.

Und wie viele Frauen kamen zu dem Unterricht? Das war unterschiedlich, so 12 oder 13 Frauen. Manchmal waren auch ein paar Männer dabei. Und das Schwierige war: es gab Analphabetinnen, die noch nie einen Stift in der Hand hatten und weder Türkisch noch Deutsch schreiben konnten. Andererseits gab es Frauen, die eine Vorbildung hatten und schon etwas Deutsch sprachen. Meistens waren es Mütter, die schon 30 Jahre in Deutschland lebten, aber immer noch nicht wirklich Deutsch konnten.

Aber sie konnten schreiben? Genau. Das ist ein großer Unterschied, ob eine Frau schon in ihrer eigenen Sprache geschrieben hat oder nicht.

Was war Ihre Motivation für die ehrenamtliche Arbeit? Das war einfach so eine Selbstverständlichkeit.

Wann haben Sie angefangen, sich im Quartier in Schöneberg ehrenamtlich zu engagieren? Also das war gleich nach der Rente, dass ich mich richtig engagiert habe. Solange ich in der Schule gearbeitet habe, hatte ich keine Zeit. Aber ich hatte Kontakt und war über die Stadtteilarbeit informiert.

Was hat Ihnen die Arbeit im Quartiersrat gebracht? Auf jeden Fall eine Einbindung, noch mal eine ganz andere Einbindung in das Quartier hier. Angenehme Kollegen, und dann Dinge, die ich im Quartier noch nicht kannte. Die verschiedenen Initiativen und geförderten Projekte, die wir dann auch begleiten konnten. Ich war etwas mehr als sechs Jahre Mitglied im Quartiersrat.

Was zählt denn da zu Ihren persönlichen Erfolgen? Einfach das Eingewurzeltsein hier im Bezirk, das ist so eine Selbstverständlichkeit, wie auch das Mitdenken beim Weltfriedensdienst.

Wo würden Sie in Ihrer Biographie das Ehrenamt ansiedeln? Ich war ja nicht immer ehrenamtlich engagiert. In Jordanien, da habe ich allerdings immer ehrenamtlich gearbeitet. Wir waren drei Frauen und bekamen ein Taschengeld. Aber es war auch nichts, was ich vermisste, denn es war einfach selbstverständlich so. Es war ehrenamtlich.

Schlussbemerkung: Helge L. rief uns an, um den Termin abzusagen, sie hätte eigentlich nicht viel zum Ehrenamt zu sagen.

Ihre Absage hatten wir nicht abgehört und standen unvermittelt vor ihrer Tür. Wir verbrachten mit ihr einen spannenden Nachmittag, teils vergnügt und auch wieder ernst.

Ein paar Tage später begleiten wir sie ins Rote Rathaus zur Verleihung der Berliner Ehrennadel des Landes Berlin für ihr ehrenamtliches Engagement.



Alterscoolness 70+

Zwanzig Berliner Ehrenamtliche im Porträt

Ort

Rathaus Schöneberg, Goldener Saal, 1. Stock
John-F.-Kennedy-Platz 1, 10825 Berlin

Eröffnung

Freitag, 15.09.2017, 18:00 Uhr

Ausstellungsdauer

16.09. bis 15.10.2017

Öffnungszeiten

Täglich 9:00 Uhr bis 19:00 Uhr

Idee, Konzept und Fotos

Marion Schütt, synopsisfilm
www.synopsisfilm.de

Koordination

Rita Preuß, synopsisfilm

Interviews und Texte

Marion Schütt und Rita Preuß, synopsisfilm
Joanna Kalkowski, Pestalozzi-Fröbel-Haus

Hörstationen

Rainer Heinze

Korrektorat

Doris Rode

Grafik und Layout

Carola Bellach, 4mbh concept & visuals
www.4mbh.com

Transkription

Cornelia Gottfried

Presse

Rita Preuß, Journalistin
Pressestelle Bezirksamt Tempelhof Schöneberg

Ausstellungsaufbau Rathaus Schöneberg

Olav Timm

Unser Dank gilt den zwanzig Interviewten, die sich dazu bereit erklärt haben, an unserer Ausstellung zum Thema Ehrenamt mitzuwirken. Dank auch für ihre Offenheit, Geduld und konstruktive Kritik. Wir bedanken uns bei den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Pestalozzi-Fröbel-Haus, dem Paritätischen Wohlfahrtsverband Berlin, dem Bezirksamt Tempelhof-Schöneberg und dem Nachbarschaftsheim Schöneberg e. V. für die Förderung des Projektes.

Ohne das Engagement von Werner Freese (Bezirksamt Tempelhof-Schöneberg), Monika Fröhlich (Pestalozzi-Fröbel-Haus), Martin Hoyer (Paritätischer Wohlfahrtsverband Berlin), Andrea Schibath (Nachbarschaftsheim Schöneberg) und Gerd Schmitt (Kiezoase) hätte diese Ausstellung nicht realisiert werden können.

Ein besonderer Dank gilt außerdem Inge Weymar, Pestalozzi Fröbel Haus, für die Betreuung der Finanzen, und Angelika Bastian, Koordination Raumvergabe, Rathaus Schöneberg.

© die Nutzungsrechte der Fotos und Texte „Alterscoolness 70+ Zwanzig Berliner Ehrenamtliche im Porträt“ verbleiben bei synopsisfilm

Stationen der Ausstellung

Die Ausstellung „Alterscoolness 70+ – Zwanzig Berliner Ehrenamtliche im Porträt“ wird am 15.09.2017 im Goldenen Saal des Rathauses Schöneberg eröffnet. Danach wandert sie bis Ende 2018 durch verschiedene Stadtteilzentren in ganz Berlin. Es ist ein schönes und wichtiges Zeichen, denn die Stadtteilzentren sind nicht nur Orte gelebter Nachbarschaft, sondern fördern und koordinieren auch ehrenamtliches Engagement im Kiez.

Rathaus Schöneberg

John-F.-Kennedy-Platz, 10825 Berlin
www.berlin.de/ba-tempelhof-schoeneberg
Eröffnung Freitag, 15.09.2017, 18:00 Uhr
Ausstellungsdauer bis 15.10.2017

Nachbarschaftszentrum Amtshaus Französisch Buchholz

Berliner Straße 24, 13127 Berlin
Tel. 47 58 472, www.amtshaus-buchholz.de
Eröffnung Donnerstag, 02.11.2017, 18:00 Uhr
Ausstellungsdauer bis 03.01.2018

Nachbarschaftsheim Schöneberg e.V.

Holsteinische Straße 30, 12161 Berlin
Tel. 85 99 51-364, www.nbhs.de
Eröffnung Samstag, 06.01.2018
Ausstellungsdauer bis 21.02.2018

Nachbarschafts- und Familienzentrum Kurmark

Kurmärkische Straße 1-3, 10783 Berlin-Schöneberg
Tel. 25797-538, www.pfh-berlin.de/kurmark
Eröffnung Freitag, 23.02.2018
Ausstellungsdauer bis 04.04.2018

Nachbarschaftshaus Pfefferwerk

Fehrbelliner Straße 92, 10119 Berlin-Prenzlauer Berg
Tel. 443 71 78, www.pfefferwerk.de
Eröffnung Freitag, 06.04.2018
Ausstellungsdauer bis 31.05.2018

SOS Kinderdorf / Café, Moabit

Waldstraße 23/24, 10551 Berlin, Tel. 330 993-17
www.sos-kinderdorf.de/kinderdorf-berlin/angebot-berlin/familienzentrum
Eröffnung Freitag, 01.06.2018
Ausstellungsdauer bis 31.07.2018

Nachbarschaftshaus „Villa offensiv“

Hasselwerderstraße 38-40, 12439 Berlin-Niederschönhausen, Tel. 63 90 25 86
www.offensiv91.de/index.php/de/orte-der-begegnung/villa-offensiv
Eröffnung Freitag, 24.08.2018
Ausstellungsdauer bis Oktober 2018

Paritätisches Seniorenwohnen

Vincent-van-Gogh-Straße 19, 13057 Berlin-Lichtenberg
Tel. 98 31 55 54, www.pswohnen.de/standorte/vincent-van-gogh-2
Eröffnung Anfang November 2018
Ausstellungsdauer bis Dezember 2018